Taschenbibliothek

der

ausländischen Klassiker,

in

neuen Verdeutschungen.

N°. 19.

Alfieri's Tyranney.

Zweytes Bändchen.

Taschenbibliothek

der

ausländischen Klassiker,

in

neuen Verdeutschungen.

N°. 19.

Alfieri's Tyranney.

Zweytes Bändchen.

SCHUTZGEIST ALFIERIS.

Von der

Tyranney.

Von

Victor Alfieri da Asti.

Uebersetzt

von

Heinrich Schweizer.

Zweytes Bändchen.

Zwickau,
im Verlag der Gebrüder Schumann.
1822.

Zwölftes Kapitel.

Von den asiatischen Tyranneyen, verglichen mit den europäischen.

Es scheint, als wenn viele Tyranneyen des Orients dem geradezu widersprächen, was ich über die, dem Wesen der Tyranney anklebende, Nothwendigkeit des Adels gesagt habe; da sie durchaus keinen Erbadel haben, und auf den ersten Blick keinen anderen Unterschied der Stände zulassen, als einen Herrn allein, und alle die anderen gleiche Sklaven. Und die Wahrheit zu sagen, Asien kannte zu allen Zei-

ten nicht allein die Freyheit nicht, sondern unterlag beynahe immer ganz und gar unerhörten Tyranneyen, die in den weitesten Gegenden ausgeübt wurden; man erkannte in diesem Lande kein bürgerliches Leben, keine feste Einrichtung, und keine Gesetze, welche nicht dem Eigensinn des Tyrannen unterworfen wären, einzig nur die religiösen davon ausgenommen. Dem allen ohnerachtet verzweifle ich nicht, beweisen zu können, dafs Tyranney zu jeder Zeit und an jedem Orte Tyranney bleibe, und dafs sie, indem sie dieselben Mittel sich zu erhalten anwendet, wenn auch gleich unter verschiedenen Gesichtspunkten, doch dieselben Wirkungen hervorbringt.

Ich will es nicht untersuchen, warum die Völker des Orients gerade so sind: die Gründe, welche mehr vermuthend als beweisend ausfallen würden, sind entweder schon angedeutet, oder werden es von gelehrteren und tieferen Männern werden, als ich bin. Aber gehe ich

von dem Gegebenen aus, so sage ich, dafs die Furcht, das Kriegswesen und die Religion unläugbar nur die drey Grundpfeiler und Triebfedern der asiatischen Tyranneyen, so wie der europäischen sind, und dafs sie die festeten Stützen dieser als auch jener Tyranneyen ausmachen. Die falsche Ehre, von der ich weitläuftig gesprochen habe, scheint anfänglich weder im Sinne noch im Herzen der Morgenländer Platz zu finden; indessen aber, wenn man es genauer untersucht, wird man sehen, dafs auch sie sie kennen und ausüben. Für diese Völker ist der Tyrann ein wahrer Glaubensartikel; sie halten die Religion in weit höherem Werthe als wir; in allem daher, was den einen oder die andern betrifft, zeigen sie weit mehr auf Ehre zu halten. Es gibt kein Beyspiel unter den Muhamedanern, dafs sie Christen geworden wären, da man alle Tage das Beyspiel von Christen findet, welche von ihrem Glauben abfallen.

Auf diese Art ersetzen also die asiatischen Religionen hinlänglich alles das, was der Erb-Adel und die stehenden Heere (so wie wir sie in Europa haben) zu Gunsten der orientalischen Tyranneyen nur immer bewirken könnten; und vorzüglich die muhamedanische Religion, bey welcher ein gröfserer Glaube und eine strengere Beobachtung statt findet, und die auch noch weit mächtiger ist, als an irgend einem Orte die unsrige.

Aber, wenn auch gleich der Erbadel in einem grofsen Theile des Orients nicht vorhanden ist (ausgenommen indessen doch China, Japan und viele Staaten Indiens, welches zusammen gewifs keinen kleinen Theil Asiens ausmacht) so bleiben doch auch in den muhamedanischen Ländern die Hauptwerkzeuge der Tyranney, so wie in der Christenheit, die Priester, die Häupter des Kriegswesens, die Statthalter der Provinzen und die Vornehmsten am Hofe: und alle diese, wenn sie auch gleich

nicht als Adeliche geboren sind, mufs man doch für eine Klasse halten, die mehr als das Volk, und weniger als der Tyrann ist; und da sie vom Tyrannen Glanz und Ansehn erborgt, so nimmt sie gerade dieselbe Stell ein den asiatischen Tyranneyen ein, welche der Erbadel in den europäischen einnimmt. Wahr ist es, unter diesem Adel Asiens hört, wenn sie natürlichen oder gewaltsamen Todes sterben, der Adel bey ihren Kindern auf; aber in ihre Aemter treten sogleich wieder neue ein; und wer auch nur immer kommen mag, alle, wenn sie auch von gemeinem Herkommen sind, nehmen alsbald die Denkungsart des Adels an, welche in nichts anderem besteht, als die Völker zu unterdrücken und es mit dem Tyrannen zu halten. Ja, dieser neue Adel wird um so wilder seyn, je mehr der Mensch, der, je gemeiner er geboren ist, je mehr er unterdrückt war, und je mehr er seines Gleichen gekannt hat, eben darum um so stolzer und wilder

wird, wenn er auf einem andern Wege, als auf dem der Tugend, sich über sie erhoben hat. Aber gewifs, die Tugend kann niemals die Leiter zu Ehren und Ansehn in irgend einer Tyranney seyn.

Die Wirkung ist indessen dieselbe, im Orient wie im Occident, weil zwischen dem Volk und dem Tyrannen immer der Adel (erblich oder neu geschaffen) und die stehenden Heere in die Mitte treten; zwey Klassen, ohne welche keine Tyranney ist, noch seyn kann, und mit welchen Freyheit niemals lange besteht, oder bestehen kann.

Aber, wird man mir vielleicht sagen, in jeder Demokratie oder gemischten Republik sind die Priester, die Magistratspersonen und die Hauptleute des Kriegswesens immer mehr als das Volk. Hierauf antworte ich, man unterscheide: in der Republik sind diese, ein jeder für sich, gröfser als jedes Privat-Individuum; aber kleiner als das Ganze, da sie von Allen,

oder wenigstens von der gröfseren Anzahl erwählt worden sind, und meistentheils nur auf eine bestimmte Zeit, nicht für das ganze Leben, erwählt worden sind; da sie den Gesetzen unterworfen und gezwungen sind, wenn und zu welcher Zeit es auch seye, eine strenge Rechenschaft von sich selbst abzulegen. Aber in der Tyranney sind eben diese gröfser sowohl wie jedes Individuum, als auch wie das Ganze, weil sie von Einem, der mehr kann als alle, erwählt worden sind, und weil sie von ihrem Thun keine Rechenschaft geben, als nur ihm, und weil ihnen überhaupt vom Tyrannen nichts anders als Verbrechen angerechnet wird, als wenn sie ihm mifsfallen und ihm allein nur Schaden zugefügt haben: was offenbar so viel sagen will, als dafs sie Allen, oder den Mehresten geholfen, oder zu helfen gesucht haben.

Wenn ich nun aber hinlänglich, wie es mir scheint, gezeigt habe, dafs in den Tyranneyen des Orients die Tyrannen dieselben Mittel an-

wenden, wie in diesen, so lafst uns jetzt untersuchen, welches die scheinbaren Unterschiede in den Wirkungen sind, warum sie sind, und ob sie zum Vortheil oder Nachtheil der europäischen sind?

Selten zeigen sich die orientalischen Tyrannen dem Publikum, und unzugänglich sind sie dem Privatmann; die unsrigen sehen wir alle Tage: aber wenn wir sie auch sehen, so vermindert das in uns nicht die Furcht, noch in ihnen die Macht; und wenn auch gleich dadurch, dafs wir uns an diesen Gegenstand gewöhnen, die thörichte Verehrung gegen ihn etwas verringert wird, so mufs doch der Hafs immer derselbe bleiben, und der Verdrufs und die Unlust bey weitem gröfser werden.

Sehr schwer ist es, sich den Tyrannen des Orients zu nähern; den unsrigen können wir uns alle Tage sehr leicht, theils mit Briefen oder Bittschriften, theils in Person nähern. Aber, was erfolgt daraus? sind vielleicht bey

uns die Unschuldigen und Guten weniger unterdrückt? sind vielleicht die Schuldigen mehr gekannt, entfernt, oder bestraft?

Die Aemter, die Ehren, die Würden werden im Orient Sklaven, die dem Herrn die liebsten sind, zugetheilt. Die blose Willkühr gibt sie, und die blose Willkühr nimmt sie; aber ein Minister, oder jeder andre, der eines wichtigen Amtes beraubt wird, wird auch meistentheils zugleich des Lebens beraubt. Und dieselbe Willkühr ertheilt in unserm Occident dieselben Würden und Ehren, denselben Sklaven, die in der Kunst, dem Tyrannen zu gefallen oder wohlgefällig zu seyn, am gelehrigsten sind. Und diese sind um so gemeinere Sklaven, und in Wahrheit werth, es zu seyn, da sie, doch nicht in Europa, so wie im Orient, in der wirklichen Sklaverey des Serails geboren, aus gutem Herzen freywillig Hände und Hals zu dem schimpflichsten aller Joche darreichen. Aber wenn unsere Tyrannen, in-

dem sie ihnen das Amt nehmen, sie nicht auch zu gleicher Zeit des Lebens berauben, so geschieht das vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil diese erwählte europäischen Sklaven, sich durch so offenbare Proben als gemein bewiesen haben, dafs unsre Tyrannen sie auf keine Art mehr fürchten können, noch dürfen.

In den Tyranneyen des Orients sind, ausser den religiösen, wenige Gesetze vorhanden, in den unsrigen sind sehr viele; aber alle Tage werden sie verändert, durchbrochen, vernichtet, und folglich verlacht. Welche von den beyden folgenden widerrechtlichen Anmafsungen ist schimpflicher und schändlicher? entweder von einem, der dich kränkt und dich unterdrückt, weil du, in der Meynung, es könne auf keine andre Art eine Gesellschaft bestehen, ihm uneingeschränkt die Herrschaft zugestanden, und nicht dafür gesorgt hast, sie ihm auf irgend eine Art einzuschränken; oder von einem, der dich eben so, und schlechter noch behandelt, obgleich

du durch ohnmächtige Gesetze, und durch seine ohnmächtigen Schwüre, dafs er dich nicht unterdrücken und kränken könne, Vorkehrungen getroffen hast?

In den orientalischen Regierungen gibt es weiter nichts sicheres, als allein die Sklaverey: aber was gibt es in den unsrigen sicheres? Die europäischen Tyrannen sind bey weitem viel menschlicher, d. h. die europäischen Tyrannen haben weit weniger nöthig grausam zu seyn. Im Orient sind Künste und Wissenschaften verbannt, die Reiche entvölkert, das Volk dumm und elend, keine Industrie, kein Handel: sind dies alles und so vieles andre nicht die unläugbaren Beweise des zerstörenden Gebrechens, das in diesen Regierungen obwaltet? Ich antworte, man unterscheide von neuem wieder, die muhamedanische Religion, als weit träger und weniger sorglich als die unsrige, wird eben auch viel zerstörender als diese. Aber in jenen Gegenden des Orients, wo kein Muhamedanis-

mus herrscht, als besonders in China und Japan, sieht man, wie alle diese oben erwähnten beweinenswerthen Wirkungen, die wir thörichterweise allein der orientalischen Tyranney zuschreiben, in einer anderen orientalischen, und durchaus nicht kleineren Tyranney, entweder aufhören, oder wenigstens nicht stärker vorhanden sind, als in den europäischen Tyranneyen.

Mich dünkt also, man kann den Schlufs ziehen, dafs die Tyranney in Asien, vorzüglich bey dem Muhamedanismus, viel unterdrückender als in Europa zu seyn pflegt: aber man mufs auch zu gleicher Zeit gestehen, dafs der Tyrann und diejenigen, welche seine Stelle vertreten, in Asien weit weniger sicher leben, als in Europa. Wenn daher unsere Tyranneyen etwas sanfter sind, so wird, im Fall uns ja einiger Vortheil daraus erwüchse, es uns bitter vergolten durch die gröfsere Schande, welche aus dem Dienen entsteht, wenn man es weifs;

und aus der beynahe völligen Unmöglichkeit, in welche unser verweichlichtes Leben uns gebracht hat, unsre Tyranneyen zu zerstören, umzuändern, oder wenigstens etwas zu erschüttern. Wir kultiviren schöne Künste, Wissenschaften, Handel, alle Künste und jede bürgerliche Sitte, das ist nicht zu läugnen; aber wir Kultivirte, wir Gelehrte, wir, die wir überhaupt die Blüthe der Bewohner auf diesem Erdballe sind, wir erdulden doch stillschweigend diesen selbigen Tyrannen, welchen jene asiatischen Völker, dumm und unwissend, und, nach unserem Dafürhalten, noch viel gemeiner als wir, erdulden (das ist wahr), aber welchen sie auch jezuweilen rüstig zernichten. Wer nicht weifs, was die Freyheit gewesen ist, und was sie seyn kann, der kennt und fühlt die Sklaverey nicht, und wer diese nicht fühlt, ist sehr zu entschuldigen, wenn er sie erträgt. Aber was sollen wir von denen Völkern sagen, welche wissen, fühlen und wüthen, dafs sie

Sklaven sind; und dennoch sich der Sklaverey erfreuen, und schweigen?

Der Unterschied also, der sich zwischen Asien und Europa befindet, ist, dafs die orientalischen Tyrannen alles können und alles thun; aber sie werden auch oft des Thrones beraubt und getödtet: die occidentalischen Tyrannen können alles, thun wenigstens das, was ihnen zu thun vorkommt, und bleiben beynahe unüberwindlich, sicher und ungestraft. Die Völker Asiens leben als sichere Besitzer von Nichts; aber sie glauben zum Theil, dafs es so seyn mufs: und wenn einmal etwas über das Allgemeine hinausgeht, so rächen sie sich wenigstens an dem Tyrannen, wenn sie auch gleich die Tyranney nicht vertilgen oder vermindern. Die Völker in Europa besitzen nichts mit gröfserer Sicherheit, als die in Asien, obgleich sie des Ihrigen auf eine verschiedene und höflichere Art beraubt werden; aber diese wissen, worin die Menschenrechte bestehen. Und unbekannt

können sie ihnen nicht seyn, weil sie sie glücklicherweise von einigen wenigen Nationen ausgeübt sehen, die in der allgemeinen Sklaverey frey leben. Obgleich daher man in den europäischen Tyranneyen (vorzüglich was den pekuniären Druck anbetrifft) sieht, dafs die Tyrannen jedes Maafs überschreiten, so wagt man aus Freyheit und Gemeinheit unserer Völker doch nimmermehr eine so lobenswürdige Rache zu versuchen, vielweniger dafs diese ihre natürlichen Rechte wieder zu nehmen wagen sollten, die so unnützerweise von ihnen gekannt sind.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Luxus.

Ich glaube nicht, dafs es mir schwer werden sollte, zu beweisen, der moderne Luxus in Europa sey einer der vorzüglichsten Gründe, weshalb die Sklaverey, zu gleicher Zeit drückend und süfs, wenig von unsern Völkern gefühlt wird, welche eben darum nicht daran denken, noch versuchen, sie wahrhaft abzuschütteln. Es ist auch gar meine Absicht nicht, die Frage abzuhandeln, welche schon von so vielen vortrefflichen Schriftstellern erschöpft ist, ob der

Luxus zu verbannen sey oder nicht. Jeder übertriebene Privatluxus setzt eine ungeheure Ungleichheit der Reichthümer unter den Bürgern voraus, von denen der reiche Theil nothwendig stolz, der arme bedürftig und herabgewürdigt, und die einander gleich sind, im höchsten Grade verdorben sind. Besteht daher nun einmal diese Ungleichheit, so würde es sehr unnütz und vielleicht auch schädlich seyn, den Luxus verbannen zu wollen; und es bleibt kein anderes Mittel gegen ihn übrig, als der Versuch, ihn auf weniger schädlichen Wegen nach einem weniger schädlichen Zweck hinzurichten. Indessen will ich mich gleichwohl bemühen, in diesem Kapitel zu beweisen, dafs der Luxus, die natürlichste Folge des Erbadels, auch in den Tyranneyen eine der vorzüglichsten Grundlagen für dieselben wird; und dafs da, wo viel Luxus ist, keine dauerhafte Freyheit entstehen kann; und dafs da, wo Freyheit ist, wenn sich viel Luxus daselbst einschleicht,

dieser in kurzer Zeit sie verderben, und daher vernichten mufs.

Die erste und tödtlichste Wirkung des Privat-Luxus ist, dafs die öffentliche Achtung, welche bey der Einfachheit des bescheidenen Lebens dem Vortrefflichsten in der Tugend zugestanden zu werden pflegt, bey dem glänzenden Leben auf den Reichsten übertragen wird. Man suche daher bey denen Völkern, unter welchen die Reichthümer alles geben, keinen andern Grund zur Sklaverey. Inzwischen aber, da die Ungleichheit der Glücksgüter bey den gegenwärtigen Europäern etwas durchaus Eingebildetes ist, mufs man darum schliefsen, dafs in Europa keine Freyheit seyn kann, weil die Reichthümer daselbst so ungleich sind? Und können sie es nicht seyn, in Hinsicht des Handels und des Gewinstes von den öffentlichen Aemtern? Ich antworte: schwer kann eine wahre politische Freyheit da seyn oder fortdauern, wo die Ungleichheit der Reichthümer

übertrieben ist; indessen gibt es doch zwey Mittel, um sie da, wo sie schon Wurzel gefafst hat, dennoch mitten in einer solchen Ungleichheit durchzuschleppen, wenn auch gleich der zerstörende Luxus die Freyheit alle Tage bekämpft. Das erste Mittel wird seyn, die guten Gesetze müssen vorgesehen haben, oder vorsehen, dafs die übertriebene Ungleichheit der Reichthümer auch aus der Industrie, aus dem Handel, aus den Künsten herkomme, nicht aber nur aus der trägen Zusammenhäufung vieler irdischen Güter bey wenigen Personen, welchen diese Glücksgüter in solcher Menge nicht anders zukommen können, als dafs nicht unzählige andere Bürger ihres Theiles beraubt worden wären. Durch einen solchen Ausweg verursachen die Reichthümer der Wenigen nicht die gänzliche Armuth der Mehresten, vielmehr wird dadurch ein gewisser Mittel-Zustand hervorgebracht, durch welchen gerade ein solches Volk in wenig übermäfsig Reiche, in viel Wohl-

habende, und in wenig Bettler getheilt wird. Dennoch kann diese Absonderung fast nie anders entstehen, oder wenigstens Bestand haben, als nur in einer Republik; da hingegen die Absonderung in einige Reiche und viele Bettler in Tyranneyen entstehen mufs, und man auch alle Tage sieht, dafs sie dort Fortgang habe; denn diese werden durch ein solches Mifsverhältnifs befestiget. Das zweyte Mittel, dem Luxus eine bessere Richtung zu geben, und den bösartigen Einflufs desselben auf das rechtmäfsige bürgerliche Leben zu verringern, wird seyn, ihn in Privatangelegenheiten nicht zu gestatten, ihn dagegen in öffentlichen aufzumuntern und zu ehren. Diese beyden Mittel benutzen zwar die wenigen Republiken Europa's, aber nur schwach und umsonst, da sie ebenfalls von dem stolzen und ertödtenden Leben der nahen Tyranneyen angesteckt sind. Und gleichwohl sind dies die beyden Mittel, welche unsre Tyrannen gegen den Luxus nicht

anwenden, und nimmermehr anwenden dürfen, da sie gerade in ihm einen der treuesten Spiefsgefährten für die Tyranney finden.

Ein elendes und weichliches Volk, das sich mit dem Weben goldener und seidener Zeuge erhält, womit sich alsdann die wenigen stolzen Reichen bedecken; ein solches Volk mufs aus Nothwendigkeit diejenigen am meisten achten, die, indem sie mehr verzehren, ihm einen gröfseren Gewinn verschaffen. So war es umgekehrt mit dem römischen Volke, welches seinen Lebensunterhalt aus den mit den Waffen eroberten, und dann vom Senat unter dasselbe vertheilten Ländereyen zu ziehen pflegte, dieses achtete am höchsten den Consul oder den Tribun, durch dessen Siege die gröfsten Aecker unter dasselbe vertheilt wurden.

Wenn nun durch den Privat-Luxus alle Meynungen vom Wahren und Rechten auf solche Art verdreht sind; kann dann wohl ein Volk, was vorzüglich diejenigen ehrt und achtet, wel-

che es nur mit einer desto gröfseren Prahlerey des Luxus verspotten, und welche es in der Wirklichkeit ausziehen, wenn sie es anscheinend auch ernähren; kann ein solches Volk wohl die Vorstellung, den Wunsch, das Recht und die Mittel haben, die Freyheit wieder zu bekommen?

Und diese Grofsen (d. h. die also genannten), die ihr Vermögen, und oft auch anderer, in die Wette, mehr aus eitelm Pomp, als aus wahrem Genufs verschwenden; diese Grofsen, oder vielmehr Reichen, für welche so viele Ueberflüfsigkeiten fade, aber nothwendig geworden sind; kurz, diese Reichen, die an der Tafel, in Abendgesellschaften, auf Bällen und im Bette ihr weibisches, lästiges, unnützes Leben unter den Schrecknissen der Uebersättigung hinschleppen; diese Reichen, können sie wohl mehr als der niedrigste Hefen des Volkes sich bis dahin erheben, dafs sie die Freyheit erkennen, schäzzen, verlangen und wollen? Eben diese wür-

den zuerst darüber weinen, und würden durchaus keine andere Existenz wieder anzunehmen wissen, als wenn sie nicht einen vollkommenen und einzigen Tyrannen hätten, der ihren süfsen Müfsiggang fortsetzte, und ihrer Untauglichkeit geböte.

Unvermeidlich also und nothwendig ist der Luxus in Tyranneyen, und in diesen wachsen alle Laster im Verhältnifs des Luxus, der das erste von allen ist; des Luxus, der sie alle veredelt, indem er sie ausschmückt; der die Namen der Dinge in dem Grade vermengt, dafs Unehrbarkeit der Sitten unter den Reichen Galanterie heifst; Schmeicheln, zu leben wissen; gemein seyn, Klugheit; schändlich seyn, Nothwendigkeit. Und aus allen diesen Lastern, und noch weit mehreren andern, die ich verschweige, welche aber alle den Luxus zum Grunde, und zur unmittelbaren Ursache haben, wer zieht den offenbarsten und ungeheuersten Nutzen davon, und wer freut sich darüber am meisten?

Die Tyrannen, welche von ihnen erhalten, und durch sie des ruhigsten und unumschränkten Befehls sich auf ewig versichern.

Der Luxus also (den ich durch die unmässige Liebe und den Gebrauch überflüssiger und pomphafter Bequemlichkeiten erklären würde) verdirbt in einer Nation alle verschiedenen Klassen, auf gleiche Weise das Volk, welches ebenfalls auch einigen scheinbaren Vortheil davon zieht, und welches nicht weifs und nicht bedenkt, dafs der Pomp der Reichen oftmals nichts anders ist, als die Frucht der von ihm gemachten Erpressungen, welche in die Kassen des Tyrannen geflossen, und von diesem wieder an die zweyten Unterdrücker verschwendet worden sind; das Volk ist ebenfalls selbst nothwendigerweise durch das traurige Beyspiel der Reichen, und durch die schändlichen, müfsigen Beschäftigungen verdorben, durch welche es mit Mühe seinen Lebensunterhalt erwirbt. Indessen, dieser Prunk der

Grofsen, der es so wüthend aufreizen sollte, gefällt dem Volke nicht wenig, und es bewundert ihn thörichterweise. Dafs die andern Klassen von dem Luxus, den sie ausüben, im höchsten Grade verdorben seyn müssen, scheint mir zu beweisen unnütz zu seyn.

Sind in einer Nation alle verschiedenen Klassen verdorben, so ist es offenbar unmöglich, dafs sie frey werde oder bleibe, wenn vor allen Dingen nicht der Luxus, welcher der wüthendste Verderber derselben ist, daraus verbannt wird. Es mufs daher die vorzüglichste Sorgfalt des Tyrannen seyn, und ist es auch (wenn er auch gleich zuweilen die stolze Prahlerey des Gegentheils zeigen will) den Luxus zu bestärken, fortzupflanzen und ihm zu schmeicheln, da er von ihm mehr Nutzen zieht, als von einem vollständigen Heere. Und das bis jetzt Gesagte möge hinreichen, um zu beweisen, dafs in unsern Tyranneyen nichts ist, was uns die Sklaverey freudiger ertragen, oder Ge-

schmack daran finden liefse, als die beständige und unmäfsige Ausübung des Luxus; so wie auch ferner um zu gleicher Zeit zu beweisen, dafs da, wo diese Pest sich eingewurzelt hat, Freyheit weder entstehen noch gedeihen kann.

Jetzt untersuchen wir, ob da, wo irgend eine Art von Freyheit schon begründet ist, der Luxus gedeihen könne, und wer von beyden das Feld räumen müsse. Gebe ich, in jedem Zeitalter, in jeder Gegend auf die Geschichte Achtung, so sehe ich die Freyheit immer aus allen den Regierungen verschwinden, welche den Luxus der Privatpersonen haben einschleichen lassen; und niemals sehe ich sie kräftig hervorkommen unter denen Völkern, welche vom Luxus schon verdorben sind. Aber so wie die Geschichte von allem, was gewesen ist, vielleicht nicht durchaus der unläugbare Beweis ist von allem, was seyn kann; so scheint es mir, dafs die freyen Regierungen kein anderes Mittel haben, was sie der Ungleichheit der

Reichthümer unter den noch nicht gänzlich verdorbenen Bürgern, in dem kurzen Zwischenraum, in welchem sie sich noch als solche erhalten können, wirksamer entgegensetzen könnten, als nur die schlichte allgemeine Meynung. Wollen sie daher diesen schlecht vertheilten Reichthümern die Begierde zugestehn, die sie nun Einmal antreibt, sich in Umlauf zu setzen, aber doch so, dafs die Freyheit nicht gänzlich dadurch zerstört werde; so müssen sie die Reichen überreden, ihre Schätze an öffentliche Werke zu verwenden; müssen nur einzig diesen ihren Stolz ehren, und den Begriff der Verachtung mit jedem andern Gebrauch verbinden, den die Reichen in ihrem Privatleben davon machen, ausgenommen den Anstand und die vernünftigen Bequemlichkeiten, die ihr Stand erfordert, und die mit dem öffentlichen Anstande verträglich sind. Die freyen Regierungen werden zu gleicher Zeit die armen Leute (ich verstehe hierunter nicht die Bettler) über-

zeugen, dafs es weder Verbrechen, noch Schande sey, arm zu seyn; und sie werden sie um so leichter davon überzeugen, wenn sie ihnen nicht weniger, als den andern, den Zugang zu allen Ehren und Aemtern zugestehen. Und keinesweges um des Elendes zu spotten, schliefse ich vorzüglich die Dürftigen aus; sondern weil diese, als zu bestechlich, und meistentheils gemein erzogen, nicht weniger fern von der Möglichkeit, recht zu denken und zu handeln, sind, als es, aus gerade entgegengesetzten Gründen, die Reichen ebenfalls sind.

Aber diese weisen Mafsregeln werden auf die Länge doch auch unnütz. Die Natur des Menschen verändert sich nicht; wo grofse und ungleich vertheilte Reichthümer sind, mufs über kurz oder lang ein grofser Luxus unter den Privatpersonen entstehen, und hieraus eine grofse Sklaverey für Alle. Diese Sklaverey kann sich anfangs schwerlich von einem Volke entfernen, in welchem nur einige sehr reich, und

die meisten sehr arm sind; aber, wenn sie einmal angefangen hat, sich daselbst einzuführen, und wenn die Reichen einsehen gelernt haben, wie überaus vortheilhaft die allgemeine Sklaverey für ihren Luxus wird, dann werden sie stets lebhaft darauf hinarbeiten, dafs sie niemals abgeschüttelt werden kann.

Wollte man daher in unsern Tyrenneyen eine dauerhafte Freyheit wieder erlangen, so würde es nöthig seyn, nicht allein den Tyrannen zu zernichten, als noch weit mehr auch die Reichen, wie sie auch seyn mögen; weil diese, vermittelst des nicht auszurottenden Luxus, immer sich selbst und andere verderben werden.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Gattin, und der Nachkommenschaft in Tyranneyen.

Wie in einer mifsgestalteten Regierung, wo keiner weder des Seinigen, noch seiner selbst sicher lebt, es noch einige geben kann, welche es allenfalls wagen, sich eine Gefährtin ihres eigenen Unglücks zu wählen, und, indem sie Kinder erzeugen, ihre eigene und anderer Sklaverey zu verewigen wagen, ist, wenn man darüber nachdenkt, schwer einzusehen; und würde ganz unmöglich zu glauben scheinen, wenn wir

es nicht alle Tage sähen. Sollte ich Gründe darüber anführen, so würde ich sagen: die Natur, hierin weit mächtiger, als die Tyranney, treibt die Individuen, diesen ehelichen Stand zu umfassen mit einer weit wirksameren Kraft, als die ist, mit welcher die Tyranney sie davon fortreifst. Und da ich für jetzt diejenigen Menschen, die einer solchen Regierung unterworfen sind, nur allein in zwey Klassen, nämlich in arme und reiche, eintheilen will; so würde ich ferner sagen, die Reichen beweiben sich in der Tyranney, aus einer thörichten Ueberzeugung, dafs ihr Geschlecht, wenn auch gleich für die Welt im höchsten Grade unnütz, und oftmals ganz unbekannt, dieser dennoch sehr nothwendig werden, und einen grofsen Theil ihres Schmuckes ausmachen könne. Die Armen, weil sie von nichts wissen, an nichts denken, und durch nichts ihren unglücklichen Zustand verschlimmern können.

Ich lasse für jetzt die Armen bey Seite ge-

setzt, nicht etwa, weil sie verächtlich sind, sondern weil ihnen die Art und Weise, wie sie nun einmal handeln, weit weniger nachtheilig ist. Ausdrücklich rede ich von den Reichen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil sie besser erzogen sind, oder es wenigstens seyn sollten; da diese, wäre es auch nur in geringem Mafse, das Recht nachzudenken sich erhalten haben, und daher ihre Sklaverey um so eher fühlen müfsten, so sollten die Reichen, wenn sie nicht gänzlich abgestumpft sind, sehr viel über die Folgen nachdenken, in Tyranneyen eine Frau zu nehmen. Und um eine den Menschen weniger mifsfällige, und weniger kränkende Unterscheidung zu machen, als die der Armen und Reichen ist, so will ich sie unter denkende und nicht denkende Wesen machen. Ich sage also, wer denkt und leben kann, ohne sich seinen Unterhalt erst verdienen zu müssen, darf in einer Tyranney niemals heirathen; weil, wenn er eine Frau

nimmt, er zum Verräther wird an seinem eigenen Denken, an der Wahrheit, an sich selbst und an seinen Kindern. Es ist nicht schwer, zu beweisen, was ich behaupte. Ich setze voraus, dafs ein denkender Mensch die Wahrheit kennen mufs; daher mufs es ihn unbezweifelt nicht wenig bey ihm selbst schmerzen, in einer Tyranney geboren zu seyn, d. h. in einer Regierung, in welcher sich von dem Menschen nichts weiter erhält, als sein Antlitz. Kann aber derjenige, den es schmerzt, daselbst geboren zu seyn, den Muth, oder besser zu sagen, die Grausamkeit haben, ebendaselbst sich in andren wieder geboren werden zu lassen? Zu der Furcht, die er schon für sich selbst hat, noch hinzu zu fügen, für seine Frau, und daher auch für seine Kinder fürchten zu müssen? Dies scheint mir eine Vervielfältigung der Uebel in einem so hohen Grade, dafs ich nimmermehr glauben kann, derjenige, der in der Tyranney eine Frau nimmt, denke und kenne durchaus die Wahrheit.

Der erste Zweck der Ehe ist ohne Zweifel, eine treue und süfse Gefährtin des häuslichen Lebens zu haben, welche uns nur durch den Tod geraubt werden kann. Nehme ich nun einmal an, was gar nicht anzunehmen ist, nämlich dafs in einer Tyranney die Sitten nicht verdorben wären, so dafs diese Gefährtin keine andre Sorge, und keinen andern Wunsch haben könnte, als ihrem Manne zu gefallen; wer kann diesem die Versicherung geben, dafs sie ihm nicht von dem Tyrannen, oder von seinen so vielen mächtigen Spiefsgefährten, verführt, verdorben, oder gar geraubt werden möchte? Collatinus, däucht mir, ist ein deutliches Beyspiel, was die Möglichkeit einer solchen That genugsam beweist. Aber die grofsen Erfolge, welche aus dieser Schändung entstanden, sind zu unseren Zeiten viel weniger zu hoffen, obgleich die Gründe dazu alle Tage vorhanden sind. Schon höre ich sagen, dafs der Tyrann doch nicht die Weiber aller kann haben wol-

len; dafs es bey unsern gegenwärtigen Sitten ein seltener Fall ist, wenn er zwey oder dreye zu verführen sucht, und dafs er dies mit Versprechungen, Geschenken und Ehrenstellen für den Mann thun wird, aber niemals mit offenbarer Gewalt. Das sind eben die gottlosen Gründe, die das Herz der gegenwärtigen Ehemänner sicher machen, welche in der Welt nichts weiter fürchten, als nicht die Glücklichen zu seyn, welche sich für den Preis ihrer eigenen Schande das Recht erhandeln, die weniger Schlechten, als sie selbst sind, zu unterdrücken. Viele Jahrhunderte nach Collatinus, war in Spanien, damals noch roh, und darum weniger verdorben, eine andre königliche Schändung die Veranlassung, die unwürdigen Tyrannen zu verjagen, und neue fremde herbey zu rufen. Aber in unseren erleuchteten und sanften Zeiten würde keine gewaltsame Schändung mehr vorfallen können, weil es keine Frau mehr gibt, die sich dem Tyrannen verweigerte;

und die Rache, wie sie auch seyn möchte, wenn sie ja noch statt fände, würde unmöglich werden, weil es keinen Vater, oder Bruder oder Mann mehr gibt, der sich durch solche Entehrung nicht geehrt fühlen sollte. Und die Wahrheit zwingt mich, hier etwas zu sagen, was in der Tyranney die meisten Sklaven zum Lachen reizen würde; hingegen in irgend einem andern Winkel des Erdballes, wohin sich Sitten und Freyheit geflüchtet haben, würde es zu gleicher Zeit zum Schmerz, Bewunderung und Unwillen reizen. Und dies ist folgendes: wenn auch in unseren Tagen ein solcher Unduldsamer und Hochherziger wäre, der durch eine denkwürdige Rache es den Tyrannen bereuen liefse, ihm eine so schwere Kränkung angethan zu haben, so würde man im Allgemeinen ihn als einen Thoren, Unsinnigen und Verräther behandeln; und würde es Sonderbarkeit bey ihm nennen, mit offenbaren Vortheilen vom Tyrannen nicht dieselbe Beleidigung

ertragen zu wollen, welche man alle Tage, ohne irgend einen Nutzen, von Privatpersonen zu empfangen oder zu ertragen pflegt. Ich schaudere bey mir selbst davor zurück, solche spitzfindige Gemeinheiten ertragen zu müssen, welche die eleganteste Würze der neuern Denkart sind; und welche man freudig mit dem französischen Worte *esprit* benennt: aber ich setze in die Kraft der Wahrheit ein solches Vertrauen, dafs ich zu hoffen wage, es wird einst ein solcher Tag wiederkehren, an welchem Viele von solchen Sitten zu lesen, nicht weniger zurückschaudern werden, als ich davon zu schreiben.

Wenn also beym Heyrathen der erste Zweck ist, eine Frau zu haben; man verwechsele hierbey nicht, wie es wohl bey vielen andern Dingen zu geschehen pflegt, das Halten mit dem Haben; so kann man sie nicht haben, weil, wenn sie dem Manne auch nicht der Tyrann, oder irgend einer von seinen Schergen,

denen man vergebens widerstehen würde, raubt, sie ihm doch unfehlbar die allgemein verdorbenen, lasterhaften Sitten, die nothwendigste Folge der allgemeinen Sklaverey, rauben.

Was soll ich nun von den Kindern sagen? Um so lieber die Kinder als die Frau zu seyn pflegen, um so drückender und trauriger ist der Irrthum dessen, der durch ihre Erzeugung dem Tyrannen ein so mächtiges Mittel in die Hand gibt; ihn um so mehr zu kränken, in Furcht zu halten und zu unterdrücken; so wie er sich selbst noch ein Mittel mehr schafft, gekränkt und unterdrückt zu werden. Und vor einem der beyden folgenden unglücklichen Ereignisse ist es unmöglich, sich zu bewahren. Entweder werden die Söhne eines denkenden Mannes dem Vater gleich erzogen, und dann sind, ohne Zweifel, auch sie unglücklich; oder sie werden dem Vater nicht gleich, dann machen sie den unglücklich. Geboren zu den traurigen Verhältnissen des Dienens, können

sie, ohne an ihnen selbst zum Verräther zu werden, nicht zum Denken erzogen werden; aber immer natürlich zum Denken geboren, kann der unglückliche Vater, ohne nicht zum Verräther an der Wahrheit, an seiner Ehre und an sich selbst zu werden, sie nicht zum Die-nen erziehen.

Welch ein Ausweg bleibt also in einer Tyranney dem denkenden Manne übrig, wenn er, zum gröfsten Unglück, und aus einer nicht zu entschuldigenden Unbesonnenheit, andern unglücklichen Wesen das Daseyn gegeben hat? Der Irrthum ist von der Art, dafs die Reue nichts hilft; die Wirkungen sind so schrecklich und unvermeidlich, dafs für kein Mittel ein Weg offen steht. Es müssen daher in einer Tyranney die eigenen Kinder, kaum wenn sie geboren sind, entweder erstickt, oder der öffentlichen Erziehung und dem allgemeinen Nicht-Denken überlassen werden. Dieser Ausweg wird fast von allen neuern Vätern befolgt;

aber er ist nicht weniger grausam als der andre, aber dennoch gleichwohl viel gemeiner. Und dem, der mir sagen würde (was ich ebenfalls sehr wohl weifs, obgleich ich nicht Vater bin), dafs die eignen Kinder zu morden der Natur widerstrebt, würde ich antworten: der Willkühr, der Gewalt eines Einzigen blind zu dienen, widerstrebt unserer Natur nicht weniger; und wenn wir uns nachher eben so gut an das Dienen gewöhnen, so wird dieser schändliche Werth in uns nicht anders erhöhet, als nur dann, wenn sich verhältnifsmäfsig in uns jeder andre natürliche und wahre Werth des Menschen verringert. Daher haben auch die denkenden Philosophen unter den freyen Völkern keinen, oder nur einen sehr geringen Unterschied angenommen zwischen dem Leben eines Thieres und dem eines Menschen, der Freyheit, Eigenwillen, Sicherheit, Sitte und wahre Ehre zu haben nicht fähig ist. Und so müssen diese Kinder werden, welche thörichterweise in der

Tyranney erzeugt worden sind; denen der Vater, wenn er ihnen nicht das Leben des Körpers nimmt, nothwendigerweise ein weit edleres Leben nimmt, nämlich das des Verstandes und der Seele: oder wenn unglückseligerweise das eine und das andre in ihnen auf gleiche Weise ausgebildet wird, so thut der elende Vater nichts anders, als Schlachtopfer für die Tyranney erziehen.

Endlich also, wer in der Tyranney Frau und Kinder hat, ist um so öftere und wiederholte male ein Sklave und herabgewürdigt, je mehr der Individuen sind, für welche er stets zu fürchten gezwungen ist.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Liebe gegen sich selbst in der Tyranney.

Die Tyranney ist unserer Natur so entgegen, dafs sie in dem Menschen beynahe alle natürlichen Gefühle zerrüttet, schwächt und vernichtet. Daher lieben wir das Vaterland nicht, weil es für uns keins gibt; wir lieben Eltern, Frau und Kinder nicht, weil sie wenig unser Eigenthum und uns wenig gesichert sind; es gibt daselbst keine wahren Freunde, weil bey wichtigen Dingen das Innerste seines Herzens

öffnen, den Freund immer in einen belohnten Angeber verwandeln kann, und oft auch (leider nur zu oft!) in einen geehrten Angeber. Die nothwendige Folge, welche sich auf das Herz des Menschen dadurch äussert, dafs er alle die erwähnten Dinge nicht lieben kann, ist, dafs er sich selbst auf eine unmäfsige Weise liebt. Und dies scheint mir einer der vorzüglichsten Gründe dazu zu seyn: Daraus, dafs der Mensch nicht sicher seyn kann, entsteht bey ihm die Furcht; aus dem beständigen Fürchten entstehen zwey einander entgegengesetzte Uebertreibungen; entweder eine übermäfsige Liebe, oder übermäfsige Gleichgültigkeit für die Sache, die in Gefahr schwebt. In der Tyranney, wo wir alle immer für das Unsrige und für uns selbst fürchten, aber (weil es die Natur einmal so will) mehr als alles andere uns selbst lieben, kommen wir nach und nach dahin, vorzüglich für uns zu fürchten, und mit jedem Tage weniger für dasjenige, was

nicht einen unmittelbaren Theil von uns ausmacht. In den wahren Republiken liebten die Bürger zuerst das Vaterland, dann die Familie, und zuletzt sich selbst: in den Tyranneyen im Gegentheil liebt man immer seine eigene Existenz über alles andere. Darum ist die Liebe gegen sich selbst in der Tyranney nicht etwa die Liebe seiner eigenen Rechte, noch seines eigenen Ruhmes, noch seiner eigenen Ehre; sondern sie ist einzig und allein nur die Liebe des thierischen Lebens. Und dieses Leben wird, ich weifs nicht, nach welchem Verhängnifs, in demselben Mafs, als wir sehen, dafs es sowohl von den Alten, welche es doch schon verloren haben, als auch von den Jüngern, denen es noch ganz bevorsteht, lieb und werth geachtet wird, auch dem, der dient, immer lieber und werther, je weniger es sicher ist, und je weniger es Werth hat.

Sechszehntes Kapitel.

Ob der Tyrann geliebt werden kann, und von wem.

Derjenige, der ungestraft alle beleidigen kann, aber von keinem, wer es auch sey, niemals ungestraft beleidigt werden darf, mufs nothwendigerweise sehr gefürchtet, und eben daher auch nothwendigerweise von allen verabscheut werden. Aber, da dieser eben auch wieder wohlthun, bereichern und ehren kann jeden, der ihm gefällt, so mufs ein jeder, der Begünstigungen von ihm empfängt, wenn er nicht auf

die gemeinste Art undankbar und schlechter noch seyn will, als er, ihn lieben. Hierauf erwiedre ich, dafs das Ganze völlig wahr ist; und wahrer noch als alles andre ist, dafs jeder, der Begünstigungen vom Tyrannen empfängt, im Herzen immer undankbar gegen ihn zu seyn pflegt, und daher fast immer schlechter ist, als er.

Sollte ich die Gründe hiervon angeben, so würde ich sagen: die zu ungeheure Verschiedenheit zwischen dem, was der Tyrann geben und dem, was er nehmen kann, macht den Abscheu bey den vielen Gekränkten nothwendig und gränzenlos, hingegen die Liebe der wenigen Begünstigten verstellt und kümmerlich. Er kann Reichthümer, Ansehn und eingebildete Ehren geben; aber er kann auch nehmen, alles was er gab, und noch dazu auch das Leben und die wahre Ehre; Dinge, die nicht in seiner Gewalt stehen, irgend einem jemals zu geben.

Bey alle dem kann die gänzliche Unkenntnifs der eigenen Rechte bey einigen Menschen wohl diesen unglückseligen Irrthum hervorbringen, denjenigen in gewisser Art zu lieben, der, wenn er sie auch der heiligsten Vorrechte des Menschen beraubt, ihnen doch nicht das Eigenthum einiger anderen geringeren Dinge nimmt, was er, nach der Meynung eben dieser, doch auch rechtmäfsig, oder wenigstens ungestraft ausführen könnte. Und wahrlich, dies ist eine sehr sonderbare Liebe, und im Ganzen gerade mit der Liebe zu vergleichen, die man für einen Tiger haben würde, der dich nicht verschlänge, da er es doch könnte. In diese thörichte Leidenschaft werden die rohen und armen Menschen verfallen, die keine andere Glückseligkeit haben, als nur die, dafs sie den Tyrannen niemals sehen, vielweniger kennen; und eben diese werden ihn auch nur wenig fürchten, weil ihnen nur sehr wenig zu verlieren übrig bleibt. Wenn ihnen daher nur die erste die

beste Justiz in seinem Namen gereicht wird, so bilden sie sich nach ihrer unüberlegenden Unwissenheit ein, dafs sie ohne den Tyrannen auch nicht einmal diese Halb-Justiz erhalten würden. Aber auf diese Art werden gewifs diejenigen nimmermehr denken können, die sich ihm alle Tage nähern, und seine Unfähigkeit und Strafbarkeit kennen, wenn sie selbst auch Glanz, Ehren und Reichthümer von ihm ziehen, zu sehr ist diesen Wenigen die unmässige Macht des Tyrannen bekannt, zu lieb haben sie diese Reichthümer, die sie von ihm erhalten haben, um nicht denjenigen aufs Höchste zu fürchten, der sie ihnen auf dieselbe Art wieder nehmen kann: und fürchten und hassen sind völlig gleichbedeutend.

Die Furcht indessen, welche an den Höfen die Maske der Liebe annimmt, bringt dort eine gemischte, im höchsten Grade abentheuerliche Leidenschaft hervor, die des Tyrannen, der sie einflöfst, sowohl, als auch des Sklaven,

der sie zu erkennen gibt, wahrhaft werth ist. Eben derselbe Sejanus, der in der wankenden und dem Einsturz nahen Grotte das Leben des Tiberius, mit offenbarer Gefahr seines eigenen, rettete, verschwor sich dennoch gegen ihn, obgleich er noch viele andre Gunstbezeugungen von ihm erhalten hatte. Liebte Sejanus den Tiberius in dem Momente, als er sich selbst einer so augenscheinlichen Gefahr aussetzte, um ihn zu retten? Gewifs nicht! In eben diesem Moment war Sejan nur auf seinen eigenen Ehrgeiz bedacht, und zwar in demselben Mafse, als wir alle Tage in unseren Heeren die glänzendsten, weichlichsten und verdorbensten Officiere derselben dem Tode trotzen sehen, aus keinem andern Grunde, als um ihren kleinlichen Ehrgeiz sich hervorthun zu lassen, und um die Gunst des Tyrannen in einem um so höheren Grade zu erlangen. Verabscheute Sejanus den Tiberius noch mehr, da er sich gegen ihn verschwor, oder da, als er ihn rettete?

Gewifs verabscheute er ihn nachher weit mehr, weil die Unermefslichkeit alles dessen, was er von ihm erhalten hatte, ihm die Unermefslichkeit dessen, was ihm eben dieser Tiberius wieder nehmen konnte, nun noch weit näher und unter gröfserer Furcht, als weit gröfser, an und für sich selbst, zeigte. Als sich nun Sejan nicht anders mehr sicher glaubte, als wenn er diese einzige Macht, welche über die seinige hätte triumphiren können, über die Seite schaffte, so stand er alsdann nicht länger an, vielmehr unternahm er es selbst, nach lange und reiflich überdachtem Plan, sich den Tyrannen aus den Augen zu schaffen. Und allen Tiberiusen, an welchem Ort und zu welcher Zeit sie auch nur geboren werden und herrschen mögen, können keine andren Freunde, als nur Sejane zu Theil werden. Wenn der Tyrann also von denen selbst, denen er wohlthut, im höchsten Grade verabscheut wird, was wird er nicht von denen Vielen seyn, die er mittelbar oder unmittelbar kränkt oder beraubt?

Nur allein die gänzliche Dummheit der Armen, Rohen und Entfernten, kann also, wie ich es oben gezeigt habe, den Tyrannen lieben, gerade weil keiner von diesen ihn sieht oder kennt; und dieses Lieben kann nichts anders heifsen, als ihn nicht gänzlich verabscheuen. Von jedem andern Menschen in der Tyranney kann allenfalls vorgegeben, auch wohl geprahlt werden, dafs er den Tyrannen liebe; aber dafs er ihn wirklich liebe — nimmermehr! Diese sklavische, lügenhafte und schändliche Prahlerey wird meistentheils nur von den allerschlechtesten ausgeübt, und von diesen insbesondere, die, weil sie ihn am meisten fürchten, darum am meisten verabscheuen.

Siebzehntes Kapitel.

Ob der Tyrann seine Unterthanen lieben kann, und wie?

In derselben Art, wie oben gezeigt worden ist, dafs die Unterthanen den Tyrannen nicht lieben können, weil er übermäfsig viel gröfser ist, als sie, und kein Verhältnifs zwischen dem Guten und Bösen statt findet, was sie von ihm erhalten; in eben derselben Art wird es mir auch leicht seyn, zu beweisen, dafs der Tyrann nicht seine Unterthanen lieben kann; weil sie so übermäfsig viel kleiner sind, als er, so

kann er von ihnen keine Art von freywilligem Gute annehmen, da er für sich das Recht zu haben glaubt, alles und jedes zu nehmen, was sie ihm etwa geben wollten. Und man bemerke ganz beyläufig, dafs Lieben, mag es aus Freundschaft, aus Liebe, aus Güte, aus Dankbarkeit, oder sonst woher entstehen; Lieben, sage ich, eine von denen menschlichen Neigungen ist, welche mehr als alle anderen, wo nicht eine vollkommene Gleichheit, doch wenigstens eine Annäherung, Gemeinschaft und gegenseitige Erwiederung unter den Individuen verlangt. Gibt man diese Definition des menschlichen Liebens zu, so mag ein jeder Richter bleiben, ob irgend eins dieser Erfordernisse zwischen dem Tyrannen und seinen Sklaven, d. h. zwischen dem zwingenden und gezwungenen Theil, Platz greifen könne.

Es waltet indessen eine grofse Verschiedenheit bey dieser gegenseitigen Art des sich nicht Liebens zwischen dem Tyrannen und den Un-

terthanen ob. Diese, so gut wie alle, freylich dieser mehr, jener weniger, dieser mittelbar, jener unmittelbar, dieser zu einer Zeit, jener zu einer andern, kurz alle, vom Tyrannen gekränkt und gezwungen, alle verabscheuen ihn aufs Höchste; und so mufs es seyn. Aber der Tyrann, als ein Wesen, was von dem Allgemeinen nicht beleidigt werden kann, als nur durch eine offenbare Empörung gegen ihn; der Tyrann verachtet höchstens nur die wenigen, von denen er sucht, oder voraussetzt, dafs sie in ihrem Herzen das Joch nicht ertragen; denn wenn diese es sich jemals beykommen liefsen, es zu zeigen, so würde die Rache des Tyrannen unmittelbar den Hafs auslöschen. Der Tyrann hafst also seine Unterthanen nicht, weil sie ihn auf keine Art beleidigen. Und fände sich ja von ungefähr einmal irgend ein Tyrann von sanfter und menschlicher Sinnesart, so könnte dieser sich sogar des Rufes, sie zu lieben, anmafsen; doch in solchem Falle entsteht dieser

Ruf aus nichts anderm, als daraus, dafs die Natur eines solchen Fürsten an sich selbst weniger bös ist, als es an und für sich die ungestrafte Macht und Möglichkeit zu schaden ist, welche bey ihm steht. Aber unachtsamerweise hätte ich beynahe einen der stärksten Gründe übersehen, aus welchem der Tyrann ebenfalls, und gewifs nicht in geringem Grade, den Theil seiner Unterthanen, den er wirklich sieht und kennt, wo nicht verabscheuen, doch wenigstens verachten mufs; und dieser ist, dafs derjenige Theil von ihnen, der sich zu ihm drängt, und mit dem Tyrannen einige Gemeinschaft zu haben sucht, sicherlich der schlechteste von allen ist; und er selbst wird auch, nach einer gewissen Erfahrung während des Regierens, deutlich davon überzeugt. Was den Theil betrifft, den er weder kennt noch sieht, und der ihn in keiner Art beleidigt, so möchte ich fast glauben, dafs der Tyrann, wenn er nur mit einer menschlichen Gemüthsart begabt ist, diesen

allenfalls wohl lieben könnte. Aber diese nicht zu erklärende Liebe dessen, der nützen und schaden kann, vorzüglich gegen die, die ihm weder nützen noch schaden können, kann mit keiner andern Liebe verglichen werden, als mit der, mit welcher die Menschen ihre Hunde und Pferde lieben; d. h. in Hinsicht ihrer Gelehrigkeit, ihres Gehorsams und ihrer vollkommenen Dienstbarkeit. Aber einen weit geringeren Unterschied pflegen die Herrn zwischen sich und ihren Hunden und Pferden zu machen, als der Tyrann, wenn er auch gemäfsigt ist, zwischen sich und seinen Unterthanen macht. Diese seine Liebe gegen sie wird nichts anders seyn, als eine Kränkung mehr, die er der traurigen Gattung der Menschen anthut.

Achtzehntes Kapitel.

Von den weitläuftigen Tyranneyen, verglichen mit den eingeschränkten.

Dafs die Tyrannen der ausgedehnten Tyranneyen, als weit mächtiger, stolz und hochmüthig sind, das sehe ich ein; aber, dafs die Sklaven der ausgedehnten Tyranneyen sich mehr zu dünken wagen, als die Sklaven der eingeschränkten, das scheint mir der klarste Unsinn zu seyn, der jemals in den Geist des Menschen kommen konnte; und es scheint mir der deutlichste Beweis davon zu seyn, dafs die Sklaven weder den-

ken noch untersuchen. Wenn die Vernunft einen Unterschied zwischen Sklaven und Sklaven zulassen könnte, so müfste er gewifs zu Gunsten der geringeren Heerde seyn. Jemehr Menschen es sind, welche Einem blindlings gehorchen, je schlechter, dummer und schändlicher müssen sie sich selbst vorkommen, da sich das Verhältnifs zwischen dem Unterdrücker und den Unterdrückten immer mehr verringert. Wenn ich daher die Prahlereyen eines Franzosen oder eines Spaniers höre, der sich für ein höheres Wesen gegen einen Portugiesen oder einen Neapolitaner halten möchte, so kommt es mir vor, als hörte ich ein Schaf aus der königlichen Heerde das Schaf eines Bauern verachten, weil dieses in einer von zehen, jenes in einer Heerde von tausenden weidet.

Wenn also irgend ein Unterschied zwischen einer grofsen und kleinen Tyranney statt findet, so besteht dieser nicht in dem Wesen der Sache selbst, denn die ist für alle eine und eben die-

selbe; sondern nur in der Person des Tyrannen. Ein jeder von ihnen, der da findet, dafs er die benachbarten Tyrannen an Macht über die Masen übertrift, wird wahrscheinlicherweise übermächtig gegen die Unterthanen sich bezeigen, da er in seinen weiteren Verhältnissen viel geringere Rücksichten zu nehmen nöthig hat: aber auf der andern Seite, da er eine gröfsere Zahl von Unterthanen, wichtigere Geschäfte und grössere Ehren zu vertheilen, mehr Reichthümer zu nehmen und zu geben hat (und bey allem diesem doch nicht mehr Verstand besitzt), so wird dieses sein Ansehn etwas weniger lästig bey unwichtigen Gegenständen, aber gleich albern, weit drückender hingegen bey wichtigeren werden. Der kleine Tyrann im Gegentheil mufs unendliche Rücksichten mit seinen Nachbarn beobachten, und ist wiederum gezwungen, doch eine und die andere mehr gegen seine Unterthanen zu beobachten: daher mufs er, wenn er sie beleidigt, besonders beym Civilstande, etwas vor-

sichtiger zu Werke gehen. Aber, wenn er indessen auch sein überlegenes Ansehn geltend machen wollte, so würde er sich leicht in die unbedeutendsten Angelegenheiten der Privatpersonen verwickeln; und ich möchte sagen, er guckt in alle Thüren der Häuser hinein, um die erbärmlichsten Klatschereyen darin zu erfahren, und sich mit darin zu mischen.

In den weitläuftigen Tyranneyen werden also die elenden Unterthanen mehr geplackt seyn, in den eingeschränkten mehr belästigt, aber in beyden gleich unglücklich, weil Ueberdrufs den Menschen nicht weniger Schaden und Schmerz zufügt, als Unterdrückung.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung zum zweyten Buche.

Ich habe in dem vorigen Buche, so kurz als ich konnte, von den Gründen und Mitteln der Tyranney gesprochen, und im Fluge nur den kleinsten Theil der Wirkungen, die davon herkommen, angedeutet. Ich beabsichtige gar nicht, alles hierüber gesagt zu haben, was man sagen kann; aber wie viel es auch nur seyn mag, scheint es mir doch wichtiger, und von andern weniger gesagt zu seyn. Kürzer noch werde

ich in diesem zweyten Buche von den Bedingungen sprechen, unter welchen man die Tyranney ertragen kann, wenn man sie haben will; oder wenn man sie nicht haben will, abschütteln kann.

Zweytes Kapitel.

In welcher Art man in der Tyranney vegetiren könne.

Ohne Seele zu leben ist das kürzeste und sicherste Mittel, um in der Tyranney lange in Sicherheit zu leben; aber von diesem schimpflichen, fortwährenden Tode (den ich zur Ehre des Menschengeschlechts nicht einmal leben, sondern nur Vegetation nennen will) kann und will ich keine Vorschriften lehren; ob ich sie gleich, ohne sie gerade lernen zu wollen, mit der Muttermilch nur zu sehr eingesogen habe. Ein jeder schöpfe sie aus seiner eigenen Furcht, aus seiner eigenen Gemeinheit, aus den eigenen, mehr oder weniger sklavischen, oder unglückseligen Umständen; oder kurz, jeder schöpfe sie aus dem traurigen und immerwährenden Beyspiel der Mehresten.

Drittes Kapitel.

Wie man in der Tyranney leben könne.

Ich will also zu den sehr Wenigen reden, welche werth wären, in einer freyen Regierung unter Menschen geboren zu seyn, aber von dem ungerechten Schicksal zum Zielpunkt ausersehen, dennoch mitten unter den schändlichsten Heerden derer, die keine der menschlichen Fähigkeiten ausüben, kein dem Menschen zukommendes Recht kennen, oder beobachten, sich des Namens Mensch bedienen.

Und da ich nun einmal diesen Wenigen zeigen will, in welcher Art man in der Tyranney

leben könne, so thut es mir überhaupt sehr wehe, dafs ich ihnen Vorschriften geben mufs, die ihrer freyen und hochherzigen Natur nur zu entgegen sind. O wie viel lieber wollte ich, zu anderen Zeiten und unter anderen Regierungen geboren, mich bestreben, nicht blos mit Worten, sondern mit Thaten, Beyspiele des freyen Lebens zu geben. Aber weil es völlig unnütz ist, über Uebel sich zu beklagen, die eines gegenwärtigen Mittels beraubt sind, oder zu seyn scheinen, so wollen wir es machen wie bey unheilbaren Wunden, für die man durchaus keine Heilung, sondern nur irgend eine Erleichterung sucht.

Gleichwohl sage ich, sobald ein Mensch in der Tyranney sich, vermittelst seines eigenen Verstandes, fähig findet, die ganze Last derselben zu fühlen, aus Mangel eigener oder anderer Kräfte aber sich zu gleicher Zeit unfähig findet, sie abzuschütteln; so mufs ein solcher Mensch alsdann, der ersten Grundvorschrift zu

Folge, immer fern sich halten von Tyrannen, von seinen Spiefsgesellen, von seinen schändlichen Ehren, von seinen ungerechten Aemtern, von den Lastern, Anreizungen, und seinen Verderbnissen, von den Mauern, dem Boden selbst, von der Luft, in welcher er athmet, und was ihn umgibt. In dieser einzigen, strengen, gänzlichen Entfernung, die nicht zu grofs seyn, und niemals genug übertrieben werden kann; einzig in dieser Entfernung suche ein solcher Mann nicht sowohl die eigene Sicherheit, als vielmehr die Achtung seiner Selbst, und die Reinigkeit seines eigenen Rufes, welche beyde immer mehr oder weniger befleckt sind, sobald der Mensch auf irgend eine Art sich der pestilenzialischen Atmosphäre der Höfe nähert.

Hat sich der Mensch nun so, wie es seine Pflicht ist, und bey Zeiten von ihnen entfernt, und fühlt er sich vollkommen rein, so wird er sich noch weit höher achten, als wäre er frey er gerechten Regierung geboren; weil er

sich in einer sklavischen zu einem freyen Menschen zu machen gewufst hat. Befindet sich dieser überdies noch, nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt, sich sklavischerweise seinen Lebensunterhalt verschaffen zu müssen, so suche er, wenn die edle Flamme des Ruhms nicht gänzlich in seinem Herzen durch die Verkehrtheit seiner Zeit erloschen ist, und er durchaus keinen Ruhm durch sein Handeln erwerben kann, mit Aemsigkeit, Hitze und Eigensinn, den des Denkens, des Redens und des Schreibens. Aber wie kann er denken, und reden, und schreiben in einer ungestalteten Regierung, in welcher jedes einzelne dieser drey Dinge ein Haupt-Verbrechen ist? Denken, zum eigenen Trost, und um in diesem gerechten Stolz dessen, der denkt, einen edlen Ersatz für die Demüthigung dessen, der dient, zu finden: schreiben, für die wenigen wahrhaftigen Guten, und die als solche des Mitleids, der Freundschaft, und die Wahrheit vollkommen kennen zu lernen wür-

dig sind: schreiben endlich, anfangs aus eigenem inneren Antriebe, aber, sobald die Schriften sich in die Höhe emporschwingen, um alsdann alles dem lobenswerthen Ruhme aufzuopfern, durch Herausgabe der Schriften Allen, oder den Meisten nützlich zu werden.

Der Mensch, der auf solche Art in der Tyranney lebt, und so sich als würdig, nicht darin geboren zu seyn, kund gibt, wird fast von allen seinen Mitsklaven aufs Höchste verachtet oder gehafst werden: verachtet von denen, die, weil sie keine Vorstellung von wahrer Tugend haben, thörichterweise jeden für geringer als sich selbst halten, der vom Tyrannen und von den Grofsen, d. h. von jedem Laster, jeder Gemeinheit und Verdorbenheit, weniger als sie, entfernt lebt; gehafst von jenen andern, die zwar wider ihren Willen die Vorstellung vom Rechten und Guten haben, allein aus einer abscheulichen Gemeinheit des Geistes und Schlechtigkeit der Sitten, schamloserweise dem Schlech-

teren folgen. Aber gerade diese Verachtung von einem Volke, was selbst im höchsten Grade verächtlich ist, wird ein überzeugender Beweis, dafs ein solcher Mensch wirklich achtungswerth ist; so wie der Hafs jener andern, welche selbst im höchsten Grade zu verachten sind, der unbezweifelte Beweis wird, dafs er die Liebe und die Achtung der Guten verdient. Daher braucht er sich weder um den Hafs, noch um die Verachtung im geringsten zu bekümmern.

Aber wenn diese Verachtung und dieser Hafs der Sklaven sich bis auf den Herrn fortpflanzt, so kann dieser wahre und einzige Mensch, der diesen Namen verdient und die Pflichten desselben erfüllt, durch die Verachtung in der Tyranney im höchsten Grade herabgewürdiget werden; und durch den Hafs in offenbare und unvermeidliche Gefahr gerathen. Dies Büchelchen ist für keine Schurken geschrieben. Diejenigen, welche durch ein Mittel-Betragen zwischen Schlechtigkeit und Klugheit nicht sicher leben

können, mögen, wenn sie in ihrer Dunkelheit und in ihrem stillen Aufenthalt von der nachforschenden Gewalt des Tyrannen aufgesucht worden sind, sich dreist so zeigen, wie sie sind; und zu ihrer Entschuldigung möge es genug seyn, wenn sie sagen können, dafs sie die Gefahren nicht gesucht haben, sondern dafs sie, da sie sie einmal gefunden haben, ihnen weder entfliehen dürfen, noch wollen, noch können.

Viertes Kapitel.

Wie man in der Tyranney sterben müsse.

Wenn auch gleich der wahrhafteste Ruhm, das ist der, sich durch grofse Unternehmungen dem Vaterlande und seinen Mitbürgern nützlich zu machen, bey demjenigen nicht statt finden kann, der, in der Tyranney geboren, unthätig darin zu leben gezwungen ist; so kann doch durchaus kein Mensch demjenigen, der den edeln und heifsen Wunsch dazu hat, den Ruhm streitig machen, als ein Freyer zu sterben, wenn er auch als ein Sklave geboren ist. Dieser

Ruhm, wenn er auch andern unnütz scheinen mag, wird dennoch immer sehr nützlich durch das erhabene Beyspiel; und wenn er auch gleich sehr selten ist, so hält doch Tacitus, dieser grofse Menschenkenner, ihn für den höchsten. Dem heldenmüthigen Tode des Thrasea, des Seneka, des Cremutius Cordus und vieler anderen von ihren ersten Tyrannen verbannten Römer, fehlte in der That nichts, als ein freywilligerer Grund, dafs die Tugend dieser, der eines Curzius, eines Dezius, eines Regulus gleich gesetzt werden könnte. Und so wie da, wo wir ein Vaterland und Freyheit haben, die höchste Tugend darin besteht, beydes zu vertheidigen und dafür zu sterben; so kann in der unveränderlich tief eingewurzelten Tyranney kein gröfserer Ruhm seyn, als der auf eine grofsmüthige Art zu sterben, um nicht als Sklave zu leben.

Es scheint mir daher, in unsern ruchlosen Regierungen müssen die wenigen tugendhaften

und denkenden Menschen als Kluge leben, bis die Klugheit nicht in Gemeinheit ausartet; und als Muthige sterben, sobald das Geschick oder die Vernunft sie dazu zwingt. Auf solche Art könnte ein schimpflich vollbrachtes sklavisches Leben durch einen freyen und merkwürdigen Tod, wenn auch freylich immer nur wenig, doch verbessert werden.

Fünftes Kapitel.

Bis zu welchem Grade man die Tyranney ertragen könne.

Aber bis zu welchem Grade man die Unterdrückung einer tyrannischen Regierung ertragen könne, läfst sich schwer bestimmen, weil dieselben Beschimpfungen weder alle Völker, noch alle Individuen gleich schwer verletzen. Demohnerachtet, da ich immer nur zu denen rede, die, da sie auch nicht die mindeste Kränkung verdienen, auch die leiseste desto lebendiger in dem Innersten ihres Herzens fühlen, und da dies die Wenigsten sind (denn wä-

ren es die Meisten, so hätte es unmittelbar mit jedem öffentlichen Beleidiger ein Ende), so sage ich zu eben diesen: sie können es allerdings ertragen, dafs der Tyrann ihnen ihr Vermögen nimmt, weil kein Privatvermögen so viel werth ist, als die äusserste allgemeine Zerrüttung, welche aus ihrer zweifelhaften Rache entstehen könnte. So verkehrt sind unsere gegenwärtigen Zeiten, dafs aus einer Privatrache, wenn auch noch so glücklich ausgeführt, dennoch niemals irgend ein wahres, dauerhaftes Wohl für das Allgemeine entstehen, wohl aber der Nachtheil daraus um sehr viel gröfser werden könnte. Weil ich daher immer wünsche, dafs die Guten, in der Tyranney selbst, Bürger seyn mögen, so viel sie es nur immer seyn können; und weil ich wünsche, dafs sie ihren Mitsklaven helfen, oder wenigstens nicht unnützerweise schaden; so würde ich den Guten niemals den Rath geben, unnützerweise die Ruhe, oder sey es auch nur den Schlummer Aller zu

stören, um sich für das ihnen geraubte Vermögen zu rächen.

Aber die blutigen Kränkungen an der Person der nächsten Verwandten und Freunde, in so fern sie offenbar ungerecht und grausam sind, eben so auch die Kränkungen an der eigenen wahrhaften Ehre, zu ertragen, würde ich niemals wagen, einem zu rathen, der eine menschliche Gestalt hat. Ohne Vermögen kann man leben, denn keiner stirbt aus Noth; und weil der Mensch eben darum, weil er arm ist, nicht auch zugleich gemein wird, wenn er es nicht schon durch seine Laster und Schlechtigkeit geworden ist; aber überleben kann man nicht den gewaltsamen und ungerechten Verlust einer zärtlich geliebten Person, noch vielweniger den Verlust der eigenen Ehre. Weil daher ein solcher Mensch durchaus sterben mufs, und diese empfangene Beleidigung die höchste ist, so kann und darf er keine Rücksichten beobachten; und, es komme auch daraus, was da

wolle, der Tapfere mufs immer gerächt sterben; und wer nichts fürchtet, kann alles.

Als einzigen Beweis von dem, was ich sage, will ich nur allein die Bemerkung anführen, dafs, so viel Tyranneyen auch zerstört, oder so viel Tyrannen auch vernichtet worden sind, niemals, um den ersten allgemeinen nothwendigen Antrieb dazu zu erwecken, ein anderer dringender Grund dazu vorhanden gewesen ist, als zuerst die von dem Tyrannen der Ehre angethane Beleidigungen, dann den Blutsfreunden, und zuletzt dem Vermögen. Diese Lehre ist also nicht die meinige, sondern sie liegt in der Natur aller Menschen begründet. Inzwischen aber würde ich doch dem, der eine ähnliche Beleidigung rächen müfste oder wollte, immer rathen, das Unternehmen allein zu wagen, und jeden Gedanken an eigene Rettung gänzlich fahren zu lassen, als einen nicht hohen, eiteln und einen jeder grofsherzigen, wichtigen Rache schädlichen Gedanken. Und wer

sich nicht dieser gänzlichen Hingebung seiner selbst fähig fühlt, der halte sich thörichterweise nicht für fähig, noch für würdig, eine so hohe Rache auszuführen; er überzeuge sich, dafs er die Kränkung, die er empfing, in der That verdiente, und ertrage sie mit Geduld. Aber wenn der Beleidigte sich auf gleiche Art mit hohem Muthe und erleuchtetem Verstande begabt sieht, wenn er von dieser seiner Privat-Rache die allgemeine fortdauernde Freyheit zu begründen und zu hoffen wagt; dann mache er sich um so mehr auf (aber immer nur er allein), die erste und die wichtigste Unternehmung auszuführen; er lasse auf gleiche Weise jeden Gedanken an eigene Rettung fahren; er verwandle alle diese tiefgefühlten Worte, die er mit grofser und unnützer Gefahr für sich und das Unternehmen, gegen seine Freunde angewandt haben würde, um sie dahin zu bringen, sich mit ihm zu verschwören, diese verwandle er alle in einen einzigen, wichtigen

stillschweigenden und wohl angebrachten Schlag, überlasse alsdann der Wirkung, die nothwendig daraus erfolgen mufs, das Geschäft, die Verschwörung auszubreiten und zu verstärken, und stelle dem Geschick jede Sorge für seine eigene Rettung anheim. Durch Beyspiele will ich mich weitläuftiger erklären.

Das römische Volk stand gegen die Tyrannen auf, verschwor sich glücklicherweise gegen sie, und zerstörte die Tyranney, als es sich endlich, nach so vielen andern Schlägen, getroffen fühlte von dem jammernswürdigen grausamen Anblick Lukretiens, von dem Tyrannen geschändet und von eigener Hand gemordet. Aber wenn Lukretia edlerweise die erste Rache nicht an sich selbst vollendet hätte, ist es wohl zu glauben, dafs Collatinus oder Brutus, vielleicht unnützerweise und mit grofser Ungewifsheit und Gefahr, gegen die Tyrannen sich würden verschworen haben? Denn das Volk und die meisten Menschen werden, kaum zur Hälfte, nicht durch

die überzeugendsten Gründe so aufgeregt, als sie es durch eine gerechte und vollendete Rache werden; besonders, sobald ein schreckliches und blutiges Schauspiel hinzukommt, was sich ihren Augen darstellt, und ihre Herzen kräftig erschüttert. Wenn also Lukretia sich nicht selbst getödtet hätte, hätte Collatinus, als der am fürchterlichsten Beleidigte, entschlossen sich selbst aufopfern müssen, dadurch, dafs er den ehebrecherischen Tyrannen tödtete; und wenn er bey diesem Unternehmen untergegangen wäre, hätte er dem Brutus das Geschäft überlassen müssen, vermittelst dieses seines eigenen gerechten Mordes, das Volk zur Freyheit und zur Wuth aufzuregen. Aber wenn diese letzte tyrannische Beleidigung nicht so öffentlich und wichtig gewesen und die Befreyung des römischen Volkes, weil jene Beleidigung vielen andern auch zugefügt worden war, noch nicht zur Reife gekommen wäre; so hätten vielleicht die Anverwandten und Freunde des Col-

latinus sich unter einander verschworen, aber nur einzig gegen die Tarquinier; statt dafs Collatinus, ohne ganz und gar sich mit andern zu verschwören, den Tyrannen gewifs allein würde haben tödten, und alsdann vielleicht auch sich selbst retten können; und nachher mit Brutus verbunden, Rom befreyt haben würde.

Es ist daher bey einem solchen Vorfall zu bemerken, dafs derjenige, der in der Tyranney schwer beleidigt ist, niemals von Anfang an sich mit einem andern, als nur mit sich selbst verschwören mufs; weil er wenigstens auf diese Art die eigene Privatrache sichert; und mit diesem schrecklichen Schauspiel, was er seinen Bürgern zubereitet, einige Aussicht zu der weit näheren Wahrscheinlichkeit eröffnet, dafs einer, der es will und kann, die öffentliche Rache ausüben wird. Im Gegentheil, verschwört er sich mit mehreren, um die erste Privatrache zu nehmen, so gehen sehr oft beyde verloren. Derjenige also, der sich für fähig hält, eine

erhabene und Nutzen bringende Verschwörung zu beginnen und durchzuführen, deren Zweck aber nur allein die wahre politische Freyheit seyn darf, unternehme sie niemals, als nur erst nach vielen vom Tyrannen angethanen allgemeinen Kränkungen, und unmittelbar nach irgend einer fürchterlichen Privatrache gegen dieselben, welche von einem schwer Beleidigten glücklich ausgeführt worden ist. Und eben so auch, wer sich wahrhaft fähig fühlt, eine eigene sehr wichtige Privat-Beschimpfung feyerlichst zu rächen, der räche sie erhaben und vollständig, ohne sich Gefährten zu suchen, und überlasse es dem, der nach ihm kommt, die Verschwörung anzustiften: denn, wenn sie glücklich zu Ende geht, so wird doch immer die Ehre gröfstentheils auf ihn zurückfallen, wenn er auch gleich zuerst dabey unterging: und wenn die erfolgende öffentliche Verschwörung nicht zu Stande kommt, so wird für ihn, als Privatmann, der Ruhm und die Bewunde-

rung der Menschen desto gröfser werden, wenn sie sehen, dafs seine Privatverschwörung den vollkommensten Erfolg gehabt hat.

Aber die Verschwörungen haben, wenn sie auch glücklich von statten gehen, meistentheils die traurigsten Folgen, weil sie fast immer nur gegen den Tyrannen, nicht aber gegen die Tyranney gerichtet sind Durch die Rache einer blosen Privatbeleidigung vermehren sich daher nur die Unglücklichen ohne irgend einen Nuzzen; und mag der Tyrann dabey entkommen, oder ihm ein neuer folgen, so wird auf jede Art, durch diese Privatrache, die Tyranney, und das öffentliche Elend um hundertmal gröfser.

Derjenige also, der vom Tyrannen eine tödtliche Beleidigung an seinem Leben, oder an seiner Ehre erhalten hat, mufs sich vorstellen, als habe ihn der Tyrann unvermeidlich zu sterben verdammt; aber in der Unmöglichkeit, in welcher er sich befindet, zu entkommen, bliebe

ihm nichts, als nur die vollkommene Möglichkeit, sich vorher zu rächen, übrig, um alsdann nicht ganz ehrlos zu sterben. Und er darf in diesem Falle nichts anders denken, als dafs unter den Regeln des Tyrannen, die erste und einzige, die er niemals überschritten hat, diese ist, sich an allen denjenigen zu rächen, die er selbst beleidigt hat. Die erste Regel desjenigen, der schwer von ihm beleidigt worden ist, seye dagegen wieder die, durch seine gerechte Rache, der ungerechten und wilden eines Andern zuvor zu kommen, es koste auch, was es wolle.

Sechstes Kapitel.

Ob ein Volk, was die Tyranney nicht fühlt, sie verdiene, oder nicht.

Ein Volk, was die eigene Sklaverey nicht fühlt, ist nothwendig ein solches, was niemals auch nur irgend eine Vorstellung von politischer Freyheit empfangen hat. Inzwischen, so wie der gänzliche Mangel dieser natürlichen Vorstellung nicht etwa von den Individuen herkommt, sondern einzig nur von ihrer veralterten Lage und Beschaffenheit, welche so weit herabgesunken ist, dafs in ihnen jedes ursprüngliche Licht der natürlichen Vernunft erstickt

ist; so will auch die Menschheit, dafs man mit dem Irrthume jener Mitleid habe, und sie doch nicht gänzlich verachte, so verachtet und verächtlich sie auch seyn mögen. Geboren in der Sklaverey, von sklavischen Vätern, welche ebenfalls wieder von Sklaven geboren waren, woher könnten sie wohl jemals, woher nur irgend eine Vorstellung von ursprünglicher Freyheit erhalten haben? Sie ist natürlich, und dem Menschen angeboren, wird mancher sagen; aber wie viel andre Dinge, die nicht weniger natürlich sind, werden in uns nicht alle Tage durch Erziehung, durch Umgang, oder durch Gewalt geschwächt oder gänzlich ausgelöscht?

In dem römischen Freystaat, in welchem jeder Römer als Bürger geboren war, und sich für frey hielt, wurden dennoch auch unter den unterjochten Völkern einige als Sklaven geboren, denen es doch nicht unbekannt seyn konnte, dafs sie solche waren, da sie alle Tage ihre Herren, als Freye, vor sich sahen; und eben

diese hielten sich doch für Sklaven, für geboren, um es zu seyn; und dies einzig nur darum, weil sie erzogen, und vom Vater auf den Sohn gezwungen worden waren, sich für solche zu halten. Wenn nun aber gerade in jenem Jahrhundert der glänzendsten, politischen Freyheit, selbst so wie man es jemals auf dem Erdboden nur gesehen hat, diese unwissenden und herabgewürdigten Menschen glaubten, sie allein müfsten Sklaven seyn, so wird es kein Wunder seyn, wenn in unseren Tyranneyen, worin nicht einmal der Name Freyheit ausgesprochen wird, diejenigen, welche darin geboren werden, sich für wahre Sklaven halten; oder besser zu sagen, da sie keine Freyheit kennen, auch nicht einmal die Sklaverey kennen.

Darum scheint es mir, dafs man unsere Völker weit mehr beklagen, als hassen und verachten müsse, da sie unschuldig, und aus bloser Unwissenheit Mitschuldige, ohne es zu wissen, an dem Verbrechen der Knechtschaft werden,

wofür sie eine weit ausgebreitete und schreckliche Strafe erleiden. Aber Hafs, Verachtung, und wenn es noch weit schimpflichere und wüthendere Gefühle gibt, müssen alle bey den weniger denkenden Wesen stolz sich regen gegen diese unbedeutende Klasse von Menschen, welche doch nicht ganz dumm und unthätig sind, auch wohl einsehen, dafs sie als Sklaven in der Tyranney leben, und doch unverschämterweise alle Tage zu Verräthern werden an der Wahrheit, an sich selbst und an allen andern, wenn sie um die Wette hinlaufen, um dem Tyrannen zu schmeicheln, ihn zu ehren, ihn zu vertheidigen, und um ihren schändlichen Nacken seinen Schlingen zuerst darzureichen; und das allein nur unter dem Beding, damit das elende und schuldlose Volk doppelt von ihnen gefesselt und unterdrückt bleibe; und dann, um ihr grausames Vorhaben zu erhalten, listigerweise bey ihm die wärmsten Beschützer und Verbreiter jeder schädlichen Unwissenheit werden.

Führe ich nun diesen wichtigen Unterschied weiter durch, der zwischen demjenigen Theil der Sklaven, welche sich in der Tyranney zum Werkzeug der Unterdrückung machen, und dem, der, ohne zu wissen, warum, zum Opfer wird, statt findet, so wage ich es, etwas zu behaupten, was vielen nicht wahr scheinen wird, ich aber als völlig wahr glaube. Dies ist, von der Treue selbst, von der Blindheit und der gröfsern Hartnäckigkeit, mit welcher die Völker in der Tyranney ihren Tyrannen vertheidigen, mufs man auf das schliefsen, was sie eben so und noch kräftiger für die Freyheit thun würden, wenn sie sie jemals erwürben, und wenn ihnen von der Wiege an, statt des Namens Tyrann, der Name Freystaat als etwas Heiliges immer gewissenhaft gelehrt worden wäre.

Das Haupt-Gebrechen der Tyranney also, und der gröfste Schimpf der Sklaverey ruht nicht auf dem Volke, welches in jeder Regie-

rung immer die am wenigsten verdorbene Klasse ist; sondern er ruhet gänzlich nur auf den Wenigen, die das Volk täuschen. Zum Beweise bemerke man, dafs, so oft der Tyrann das von der menschlichen Dummheit zu ertragende Mafs überschreitet, immer der erste, ja vielmehr meistentheils nur der einzige, der über die übergrofsen Beleidigungen unwillig zu werden wagt, das gemeinste Volk ist, welches doch, in seiner vollkommenen Unwissenheit, den Tyrannen thörichterweise für einen Gott hält. Im Gegentheil, die letzten, welche beleidigt werden können, und darüber Rache suchen, wenn sie auch vom Tyrannen aufs äusserste gekränkt worden, sind immer die von der höchsten Klasse, seine tägliche Umgebung, welche doch ganz unbezweifelt davon überzeugt sind, dafs er weit weniger ist, als ein Mensch.

Ich ziehe also den Schlufs: in der Tyranney verdienen allein nur die Wenigen Sklaven zu seyn, welche, obgleich sie die Vorstellung von

Freyheit in sich haben, (und daher auch die Kraft und die Geschicklichkeit, wenigstens zu versuchen, sie für sich wieder zu erhalten, wodurch sie sie alsdann auch zu gleicher Zeit für andere wieder erhalten würden) dennoch in Sklaverey zu leben vorziehen; sich dessen sogar rühmen, und den übrigen Theil von ihres Gleichen, soviel sie nur wissen und können, auch dazu zwingen.

Siebentes Kapitel.

Wie man der Tyranney abhelfen könne.

Der Wille, oder die Meynung Aller, oder der Mehresten erhält allein nur die Tyranney: der Wille und die Meynung Aller, oder der Mehresten kann allein nur die Tyranney wahrhaft zerstören. Aber, wenn in unseren Tyranneyen das Volk von keiner andern Regierung eine Vorstellung hat, wie gelangt man dahin, Allen oder den Mehresten diesen neuen Gedanken von Freyheit einzuflöfsen? Traurig antworte ich, dafs es auch nicht Ein schnell wirkendes Mittel

gibt, eine solche Wirkung hervorzubringen, und dafs in den Ländern, in welchen die Tyranney seit vielen Generationen her Wurzel gefafst hat, es noch viel mehrerer bedarf, ehe nur die entfernteste Meynung langsam darauf kommt, sie auszurotten.

Und in Hinsicht dieser unglückseligen Wahrheit bemerke ich, verzeihen mir die Europäischen Tyrannen das, was ich bis jetzt über sie gesprochen habe. Aber um auch wieder diese ihre nicht minder thörichte als unmenschliche Freude zu mäfsigen, will ich bemerken: wenn auch keine wirksamen und schnellen Mittel gegen die Tyranney vorhanden sind, so gibt es demohnerachtet viele, und vorzüglich Ein schleuniges und untrügliches gegen die Tyrannen.

Die Mittel gegen den Tyrannen liegen in der Hand eines jeden, und auch des unbekanntesten Privatmannes: aber die wirksamsten, kürzesten und sichersten Mittel gegen die Tyranney liegen (wer sollte es glauben?) in der Hand des

Tyrannen selbst: ich will mich erklären. Ein wildes und freyes Gemüth, wenn es etwa nur für seine ganz eigene Person beleidigt ist, oder wenn es von den Allen angethanen Beleidigungen auf das lebhafteste ergriffen wird, kann für sich ganz allein, in einem Augenblick, und mit aller Gewifsheit, wirksam dem Tyrannen entgegen wirken, mit einem Stahl: und wenn mehrere solcher Gemüther in der Tyranney Wurzel fafsten, so würde auch die Menge selbst ihre Gedanken ändern, und auf diese Art zu ein und eben derselben Zeit der Tyranney entgegenwirken. Aber so wie Gemüther von solchem Schrot und Korn etwas sehr Seltenes sind, und besonders in diesen ruchlosen Regierungen; und so wie den Tyrannen allein vertilgen gewöhnlich nichts anders bewirkt, als die Tyranney vermehren; so bin ich gezwungen, hier eine sehr harte Wahrheit niederzuschreiben, wovor ich selbst zurückschaudre; und diese ist: in der Grausamkeit selbst, in den fortdauern-

den Ungerechtigkeiten, in den Räubereyen, in den scheufslichen Unzüchtigkeiten des Tyrannen steht das kürzeste, das wirksamste, das sicherste Mittel gegen die Tyranney gegründet. Je schlechter und lasterhafter der Tyrann ist; je weiter er öffentlich den Mifsbrauch seiner gesetzwidrigen, uneingeschränkten Gewalt treibt; je mehr Hoffnung gibt er selbst, dafs die Menge endlich aufstehen, die Wahrheit hören, fassen und von ihr entflammt werden, und darum einer so grausamen und unrechtmäfsigen Regierung ein Ende machen wird. Man mufs bedenken, dafs die Menge sich sehr selten von der Möglichkeit desjenigen Uebels überzeugt, was sie selbst nicht erfahren hat, andere aber lange schon erfahren haben: daher halten die gemeinen Leute die Tyranney nicht eher für eine mifsgestaltete Regierung, als bis ein oder mehrere auf einander gefolgte gebietende Ungeheuer ihnen nicht den traurigen und unläugbaren Beweis durch ungeheure und unerhörte Ausschweifungen gegeben haben.

Könnte auf irgend eine Art jemals ein guter Bürger der Rath eines Tyrannen werden, und hätte der bey sich selbst den erhabenen Gedanken fest gefafst, sein eigenes Leben zu opfern, und mehr noch seinen eigenen Ruf, um sicher und in kurzer Zeit die Tyranney zu zerstören, so hätte derselbe kein Mittel, was besser und gewisser wäre, als dem Tyrannen auf diese Art zu rathen, und seiner tyrannischen Natur so beyzustehen, ja sogar sie so aufzuhetzen, dafs, indem er sich der schwärzesten Ausschweifung überliefse, er zu gleicher Zeit, sowohl seine Person, als auch sein Ansehen bey allen im höchsten Grade verhafst und unerträglich machte. Ich sage ausdrücklich diese drey Worte: seine Person, sein Ansehn und bey allen; weil jede Privatausschweifung des Tyrannen nur allein ihm selbst schaden würde; aber jede öffentliche Ausschweifung, die Privatausschweifungen hinzugerechnet, regt auf gleiche Weise die Menge, als auch die Individuen zur Wuth auf,

und würde eben so dem Tyrannen, als der Tyranney schädlich werden, und könnte sie daher beyde zu gleicher Zeit gänzlich zerstören. Dieses schändliche und abscheulichste Mittel (denn dafür erkenne ich es zuerst) würde indessen unbezweifelt das einzige wirksame und kürzeste Mittel seyn, wie es das auch immer gewesen ist, zu einem so wichtigen und schwierigen Unternehmen. Ich schaudre zusammen, indem ich es sage, aber ich schaudre noch weit mehr zusammen, wenn ich bedenke, was das für Regierungen sind, in welchen ein guter Mensch, wenn er mit desto gröfserer Gewifsheit und Kürze das höchste Gut Aller bewirken wollte, entweder sich gezwungen sähe, zu allererst ein Bösewicht und Ehrloser zu werden, oder von dem auf eine andere Art unausführbaren Unternehmen gänzlich abzustehen. Daher kommts, dafs ein solcher Mensch sich nimmermehr finden kann, und dafs die obengenannte schnelle Wirkung von dem Mifsbrauch der Tyranney

sich nicht anders erwarten läfst, als nur von einem wirklich lasterhaften Minister. Allein da dieser von seinem Eigenthum nichts anders verlieren will, als nur den guten Namen (den er so meistentheils niemals gehabt hat) und durchaus die angemafste Gewalt, den Raub und das Leben erhalten will; so wird dieser freylich wohl den Tyrannen so grausam und strafbar werden lassen, als nöthig ist, um die Unterthanen im höchsten Grade unglücklich zu machen, aber nicht in dem Grade, der nöthig wäre, um sie alle zur Wuth und zur Rache aufzuwecken.

Daher kommt es, dafs in diesem sanftmüthigen Zeitalter die Kunst zu tyrannisiren sich so sehr verfeinert hat; und sie stützt sich (wie ich im ersten Buche gezeigt habe) auf so versteckte, so mannichfaltige und feste Grundsäulen, dafs, wenn nur die Tyrannen das Maafs gegen das Allgemeine gar nicht, oder nur sehr selten überschreiten, und gegen die Privatpersonen so gut wie niemals, höchstens doch nur unter dem

Schleyer anscheinender Gesetzmäfsigkeit überschreiten, die Tyranney so gut wie für die Ewigkeit gesichert ist.

Doch siehe! rings um mich her höre ich rufen: «Aber wenn diese Tyranneyen mäfsig und erträglich sind, wozu mit so vieler Wärme und Groll sie aufdecken und verfolgen?» Weil das nicht immer die grausamsten Beleidigungen sind, die am grausamsten kränken; weil man das Uebel mehr nach seiner wahren Gröfse und nach seinen Wirkungen, als nach seiner Stärke messen mufs; weil überhaupt derjenige, der dir alle Tage einige Unzen Bluts abzapft, dich langsam eben so gut umbringt, als der dich mit einem Streiche tödtet; nur er martert dich länger. Wo alle Kräfte unseres Geistes erschlafft; alle Rechte des Menschen verkürzt oder genommen; jeder hochherzige Willen verhindert, oder von der Wahrheit abgeleitet, und tausend und aber tausend andere und ähnliche Beleidigungen fortwährend angethan sind (ich würde nur

ein zu langer und pomphafter Deklamator zu seyn scheinen, wenn ich alles nach einander hier aufzählen wollte); ist da nicht das wahre Leben des Menschen, welches doch auf Seele und Verstand beruhet, in solcher Furcht verbracht, ein fortgesetztes Sterben? Und was nützt es dem Menschen, der sich zum erhabenen Denken und Handeln geboren zu seyn fühlt, immer nur zitternd das Leben des Körpers, sein Vermögen und alles andre, was sein ist, (und auch das nicht einmal ganz gewifs) zu erhalten, um nachher alle, durchaus alle die edelsten und wahren Vorzüge der Seele zu verlieren, ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu erhalten?

Achtes Kapitel.

Durch was für eine Regierung die Tyranney am besten ersetzt werden würde.

Doch schon erheben sich tausend nicht minder wichtige Einwürfe um mich her: und das sollen die letzten seyn, auf welche ich zu antworten für Pflicht halte: «Es ist leichter zu tadeln und niederzureissen, als zu berichtigen und zu schaffen. Dafs die Tyranney eine verwünschenswerthe und in sich selbst fehlervolle Regierung seye, das wufsten schon längst alle, die nicht durchaus dumm sind; und für die, die es sind, war es im höchsten Grade unnütz, dies zu beweisen. Jede Geschichte, so viel es

deren gibt, beweisen die gröfste Unbeständigkeit der freyen Regierungen: daher ist es ein völlig eiteles Unternehmen, wenn man darthun will, dafs man die Tyranney nicht ertragen müsse, wenn man nicht untrügliche Mittel lehren kann, der Freyheit eine ewige Dauer zu verschaffen.»

Solche und ähnliche Einwürfe (ich könnte Seiten mit dergleichen unnütz anfüllen) sind sehr leicht gemacht, aber nicht so leicht bekämpft. Was die erste betrifft, so antworte ich darauf nur wie im Fluge: ich halte es keinesweges für unnütz, den nicht durchaus Dummen zu zeigen, nicht sowohl, dafs die Tyranney an und für sich selbst eine verwünschenswerthe, fehlervolle Regierung sey, weil sie sagen, das wüfsten sie selbst schon, als vielmehr, dafs eben diese Gattung von Regierung, unter welcher sie leben, und deren sie sich unter dem süfsen Namen Monarchie erfreuen, in der That nichts anders ist, als eine vollkommene reine

Tyranney, der Zeit gemäfs geformt; eine Tyranney, die nicht weniger empörend und drükkend ist für die Menschen, als jede andere alte oder asiatische, die aber auch weit fester gegründet, weit dauerhafter und eben daher auch von weit schlimmeren Folgen ist.

Den zweyten Einwurf mufs ich etwas ausführlicher beantworten. Wenn ich zeige, worin das Uebel besteht, was die Gründe davon sind, die Mittel und zum Theil die Wirkungen, so gebe ich stillschweigend die Lehren von dem, worin das Gute bestehen könnte, was gerade das Entgegengesetzte des Uebels ist. «Wenn man jemals glücklicherweise dahin käme, die Tyranney, in einem ansehnlichen Theil Europa's, als etwa in Italien, auszurotten, was für eine Form von Regierung könnte man wohl einführen, welche nicht nach einiger Zeit wieder in die Tyranney Eines oder Mehrerer zurückfiele?»

Wenn ich mit der schuldigen Bescheidenheit

und Kenntnifs meiner eigenen wenigen Kräfte mich anschicke, diesen wichtigen Punkt zu beantworten, so sage ich, wenn Italien sich in den hierzu nothwendigen Umständen befinden sollte, so werden diejenigen Italiener, welche sich zu dieser Zeit gerade finden werden, besser gelesen und bedacht haben alles, was von Plato, und nach ihm, von so grofsen Männern über die am wenigsten fehlerhafte Form der Regierungen entdeckt und gelehrt worden ist; diese Italiener aus der Zeit alsdann, welche die verschiedenen Geschichten besser studirt und kennen gelernt, und in den verschiedenen Ländern eben ihres eigenen Jahrhunderts die Natur, die Beschaffenheit, die Sitten nnd die Leidenschaften der Menschen besser werden studirt und kennen gelernt haben; eben diese werden alsdann auch mit einem der Sache angemessenen Verstande dem vorsehen können, was für das Beste, d. h. für das geringste Uebel angewendet werden müfste.

Wenn ich im Gegentheil anmafsend hierauf antworten wollte, so würde ich mich genöthiget sehen, es auf diese Art zu thun, dafs ich an ein anderes Werk Hand anlegen, und es von der Republik nennen würde; in welchem ich individuell und ausführlich den Versuch machen würde, über eine solche Materie zu reden. Aber wenn ich mir auch Verstand, Einsichten, Gelehrsamkeit und Genie dazu zutrauete, so würde es doch immer nöthig seyn, dafs ich (um nicht umsonst und wieder nichts gleich von Anfang an den Namen eines Thoren zu erhalten) gleich auf dem ersten Blatte eines solchen Buches bevorwortete, wie es unter den Menschen ganz unmöglich wäre, etwas vollkommenes und unveränderliches zu begründen; und besonders bey einer solchen Art von Dingen, die, fortdauernd Anstrengung und Tugend erfordernd (hinsichts des entgegengesetzten und unaufhörlichen Antriebes der menschlichen Natur, welche mehr zum Wohl der Privat-Indi-

viduen, und daher alsobald zum Bösen für Alle oder die Mehresten geneigt ist), sich unvermerkt alle Tage vermindern, oder sich einander selbst verderben. Ich würde auch in diesem meinem Vorworte noch hinzufügen müssen, dafs Stände, die für einen Staat sich schicken, einem andern oftmals gar nicht zuträglich sind; dafs diejenigen, die beym Entstehen eines neuen Staates sehr gut passen, im Fortgange nicht mehr wirksam genug sind, und zuweilen in der Fortdauer wohl gar schaden; dafs es eben so nothwendig ist, sie zu verändern, je nachdem die Menschen, die Sitten, die Zeiten sich ändern, als es unmöglich ist, sie vorauszusehen, und über alle Mafsen schwer, sie gerade zur rechten Zeit auszuführen. Und viel tausend ähnliche Dinge müfste ich bey dieser meiner Republik vorausschicken; alle diese Dinge, da sie schon weit besser gesagt worden sind, als ich sie nur jemals sagen könnte, besonders von dem göttlichen Genie unse-

res Macchiavell, so würden sie nicht nur an und für sich selbst unnütz seyn, sondern, ganz gegen die Meynung des Verfassers, ein nur zu frühzeitiger Beweis von der Unnützlichkeit eines Buches werden. Und so sehr auch meine Republik in der Theorie für weise, überdacht und für Zeit und Ort, Religion, Meynungen und verschiedene Sitten passend gehalten werden könnte; so würde sie doch durchaus niemals, in welchem Winkel auf der Erde es auch seyn sollte, ausführbar seyn, wenn sie nicht zuvor von einem weisen, in der Wirklichkeit vorhandenen Gesetzgeber, diese so vielen und so grofsen Ermäfsigungen und Abänderungen erhalten hätte, welche für diese gegebene wirkliche Gesellschaft nöthig seyn würden, die sich gewifs in manchen Stücken, von manchen Voraussetzungen des idealischen Gesetzgebers unterscheiden wird. Aber wenn auch eine solche geschriebene Republik wirklich im Innern für dieses oder jenes Volk pafste, so könnte es

doch der ganzen menschlichen Weisheit (vielweniger meiner geringen) nicht glücken, eine Regierung in der Art zu begründen, dafs der Zufall, d. h. eine unvorhergesehene Begebenheit, nicht die Kraft behielte, sie ganz unerwartet sehr zu verschlimmern, so wie auch zu verbessern, oder zu verändern, oder ganz zu zerstören.

Es würde also jetzt ein sehr thörichter Stolz von mir seyn, wenn ich solch eine Aufgabe übernähme, da ich schon zum voraus weifs, dafs, wenn ich mir auch schmeichelte, noch nie gesagte Dinge sagen zu können, mein Buch wenigstens unnütz seyn würde. Gleichwohl würde dieser mein Stolz nicht weniger zu entschuldigen, als thöricht seyn (so wie der jedes andern, welcher sich jemals zu einem solchen Unternehmen anschicken wollte), wenn ein solches Buch thörichterweise nicht den literarischen und gesetzgeberischen Ruhm zum Zweck hätte, sondern allein nur eine tugendhafte und

wohlgemeynte Ergiefsung eines vortrefflichen Bürgers wäre: und als eine solche würde es doch nicht ganz unnütz seyn.

Aus dem, was ich bis jetzt dem Leser so kurz, als ich es nur konnte, dargelegt habe, könnte indessen doch, wenn ich nicht irre, dieses Gute hervorgehen: dafs nämlich, wenn eine Republik, welche in jetzigen oder künftigen Zeiten auf den Trümmern irgend einer zerstörten Tyranney entstände, ernstlich darauf bedacht wäre, den tödtlichen Einfluſs alles dessen, worauf sich die vergangene Tyranney gründete (so wie ich dies in dem ersten Buche weitläuftig gezeigt habe) zu vertilgen oder zu verringern, wohl zu glauben wäre, eine solche aufkeimende Republik würde irgend einiges Gewicht und Beständigkeit erhalten. Wenn ich bis auf den kleinsten Punkt gezeigt habe, wie eine Tyranney eingerichtet ist, so habe ich auch wohl indirekt gezeigt, wie eine Republik eingerichtet werden könnte. Und das erste

Mittel von allen gegen die Tyranney, wenn es auch nur ganz im Stillen und langsam wirkt, ist immer, sie zu fühlen; und lebhaft fühlen können die Vielen (wenn sie auch davon gedrückt werden) sie da nicht, wo die Wenigen sie nicht ganz zu enthüllen wagen.

Aber so nothwendig auch innerer Trieb, Kühnheit, und so zu sagen, eine heilige Wuth dazu gehört, um die Tyranney zu enthüllen, zu bekämpfen und zu zerstören, eben so nothwendig ist auch eine vorsichtige, leidenschaftslose Klugheit, um auf diesen Trümmern wieder aufzubauen; daher würde dann auch ein und eben derselbe Mensch schwerlich gleich geschickt zu zwey Unternehmungen seyn, die, wenn auch gleich in ihren Mitteln sehr verschieden, dennoch in ihrem Zwecke einander sehr ähnlich sind. Und aus Liebe zur Wahrheit, bin auch ich gezwungen, hier beyläufig zu bemerken, dafs politische Meynungen, so wie die religiö-

sen, niemals ganz und gar verändert werden können, ohne dafs dabey nicht viel Gewalt angewendet würde, und dafs daher jede neue Regierung vom Anfang herein nur zu sehr gezwungen ist, oftmals grausam, strenge und jezuweilen ungerecht seyn zu müssen, um denjenigen mit Gewalt zu überzeugen und im Zaum zu halten, der keine Neuerungen wünscht, begreift, liebt und will, selbst wenn sie nützlich sind. Ich mufs auch noch hinzufügen, dafs, zu noch gröfserem Unglück der menschlichen Angelegenheiten, Gewalt, und einige anscheinende Ungerechtigkeit noch öfter eben so nothwendig ist, um den Grund einer freyen Regierung auf die Trümmer einer ungerechten und tyrannischen zu legen, als die Tyranney auf den Trümmern der Freyheit zu erheben. Der Grund liegt, meiner Meynung nach, offen da. Die Tyranney tritt nur mit wirklich vorhandener Kraft und mit gänzlichem Uebergewicht an die Stelle der Freyheit ein, so dafs sie allein

durch ein fortgesetztes Drohen leicht das Volk im Zaum hält. Und während sie mit der einen Hand das lieblose Schwert schwingt, schüttet sie mit der andern vollen das Gold aus, was sie mit dem Degen erpreſst hat. Wenn sie daher einige wenige Volkshäupter zernichtet, viele andere verdorben hat, die schon verdorben und für die Sklaverey zubereitet waren, so gehorchen und schweigen die Uebrigen. Aber, die entstehende Freyheit, auf das wüthendste von allen denen bekämpft, die sich von der Tyranney mästeten, und, kalt vom Volke unterstützt, welches, seiner eigenen leichten Natur nach, sie wenig schätzt und gar nicht kennt, weil es sie noch nicht geschmeckt hat; die entstehende Freyheit, die göttliche, unvergleichlicke Flamme, welche in ihrer Unermeſslichkeit nur in der Brust Weniger rein glühet, und welche allein nur von diesen Wenigen der eiskalten Brust der Mehresten eingeflöſst und mit Mühe darin erhalten wird; sieht

sich — wenn es ihr durch irgend einen glückseligen Umstand gelingt, irgend einen Körper anzunehmen, und sie daher keine Gelegenheit entschlüpfen lassen mufs, tiefe und feste Wurzeln zu schlagen, so viel sie nur kann, — nur zu sehr gezwungen, diese so vielen, Strafbaren gänzlich zu Boden zu werfen, die Bürger nicht wieder werden können, und doch im Stande sind, so viele andere zu hindern oder zu verderben. Eine beweinenswerthe Nothwendigkeit, welcher Rom, die glückliche Meisterin in jedem erhabenen Beyspiele, nicht ganz unterworfen zu seyn, das Glück hatte, weil sie von dem jammernswürdigen ausserordentlichen Schauspiele der Söhne des Brutus, die der eigene Vater hinrichten liefs, auf eine kräftige Art den langen und edeln Antrieb zur Freyheit erhielt, der sie dann wohl durch drey Jahrhunderte hindurch so grofs und glückselig machte.

Kehre ich nun zu meinem Vorhaben zurück, so beschliefse ich mit diesem Kapitel das Buch, und sage: gegen die Tyranney gibt es kein entscheidendes Mittel, als den allgemeinen Willen und die allgemeine Meynung; und da beyde einzig nur durch die Wenigen, welche denken, fühlen, sprechen und schreiben, nicht anders, als langsam und ungewifs umgeändert werden können, so fühlt sich das tugendhafteste, gesitteteste und menschlichste Individuum nur zu sehr gezwungen, in seinem Herzen zu wünschen, dafs die Tyrannen selbst, indem sie jedes vernünftige Mafs überschreiten, diesen allgemeinen Willen und Meynung desto schneller, und mit um so gröfserer Gewifsheit verändern mögen! Und scheint ein solcher Wunsch beym ersten Anblick unmenschlich, unbillig, ja selbst gottlos, so bedenke man, dafs die wichtigsten Veränderungen unter den Menschen niemals anders erfolgen können (wie

ich vorher bemerkt habe) ohne bedeutende Gefahren und Verluste; und dafs nur auf Kosten vieler Thränen und vieles Blutes (anders ist es niemals möglich) die Völker vom Dienen zum Freyseyn übergehen, mehr noch, als vom Freyseyn zum Dienen. Der beste Bürger also kann, ohne aufzuhören, ein solcher zu seyn, dieses vorübergehende Uebel sehnlich wünschen, weil daraus, dafs viele andere nicht geringere und noch weit dauerhaftere Uebel mit einem Schlage abgehauen werden, ein weit gröfseres und bleibenderes Gut entstehen mufs. Dieser Wunsch ist in sich selbst keinesweges strafbar, weil dabey kein anderer Zweck obwaltet, als der wahre und dauerhafte Vortheil Aller. Und bricht glücklicherweise nur der Tag an, an welchem ein Volk, einst unterdrückt und herabgewürdiget, sich frey, glücklich und mächtig gemacht hat, so segnet es alle diese Niederlagen, diese Gewaltschritte, dieses Blut,

wodurch es nach so vielen schimpflichen Generationen von Sklaven und verdorbenen Individuen, sich endlich eine berühmte und treffliche Generation von freyen und tugendhaften Menschen geschaffen hat.

Die ungekannte Tugend.

Dialog.

Paulum sepultæ distat inertiæ
Celata virtus.

Horat. IV. od. 9.

Unterredende.

Franziskus Gori. *Viktor Alfieri.*

Viktor.

Welche Stimme, welche unvermuthete und lebendige Stimme ruft mich und zieht mich aus dem tiefen Schlafe? Aber, was seh' ich? Zu dem düstern und stummen Leuchten meiner nächtlichen Lampe kommt noch ein strahlender, feuriger Glanz hinzu! Lieblicher Duft breitet sich durch mein ganzes einsames Kämmerchen . . . Bin ich, bin ich erwacht, oder fortgerissen in einem süfsen Traum?

Franziskus.

Wie? kennst du nicht mehr die Stimme, siehst du nicht den Anblick des ehemaligen Freundes deines Herzens und deiner Seele?

Viktor.

Welch Gesicht! wäre es wahr! meine erstaunten und verblendeten Augen strengen sich mit vieler Mühe an, dich in einem solchen Lichte zu schauen... Doch ja, du bist es selbst: diese deine Stimme, die einst, als du sterblich warst, mir Freundschaft und Tugend tönte, erfüllt mich jetzt mit Achtung und mit einem unbekannten, mit Anmuth vermischten Beben.

Franziskus.

Fasse dich! Aus Elysium komme ich, dich wieder zu sehen, dich zu trösten, und ein wenig bey dir zu bleiben; von deinen häufigen Thränen und Seufzern, wohl schon seit zwey Jahren gerufen, siehst du jetzt, da das Schicksal es verstattet, mich wieder.

Viktor.

Mit vieler Mühe sammeln sich meine Sinne wieder, und nach und nach verschwindet die Furcht, welche aus der Bewunderung entstand; und bey deinem lieben ersehnten Anblick kann keine Bangigkeit mehr in meinem Herzen wohnen.

Viel war mir noch übrig geblieben, dir zu sagen, und von dir zu hören, als ich (wehe mir!) auf einige Wochen dich zu verlassen glaubte, und, ohne es zu wissen, dich zum letztenmal umarmte. Trostlos und verwaist bin ich seit jenem unglückseligen Tage; und kein anderer Gefährte im fröhlichen Leben und bey den wenigen und schwachen Werken meines Geistes ist mir übrig geblieben, als das glühende Angedenken an deine mächtigen Worte und an deine grofsen Tugenden, von denen edle und erhabene Proben der Welt zurückzulassen, dir unsre barbarische Zeit, dein gedemüthigtes Vaterland, dein eigener, vielleicht

sehr gerechter Unwille, und endlich dein bitterer, unerwarteter Tod geraubt hat.

Franziskus.

Wenn du mich grofser Dinge fähig hältst, so glaubst du vielleicht deiner zu grofsen Liebe mehr, als deiner richtigen Einsicht. Dem sey aber wie ihm wolle, ein Tod, den ich weder fürchtete noch wünschte, ein Tod, der mich nur deshalb schmerzte, weil ich, ohne dich noch in den letzten Augenblicken meines Lebens zu sehen, dich in den Stürmen von tausend menschlichen Leidenschaften umhergetrieben zurücklassen mufste; ein Tod indessen, der meinem Herzen und meiner Denkungsart willkommen war, weil er mich so vielen kleinen und elenden Ansichten auf immer entnahm, hat alle deine freundschaftlichen Zweifel, hinsichts meiner, auf immer gelöst.

Als ein gewöhnlicher unbekannter Bürger in einer kleinen nicht freyen Stadt geboren, habe

ich, da ich in den abgestorbensten Zeiten unseres Italiens gelebt habe, weder was Grofses gethan, noch versucht; unbekannt für andere, und unbekannt beynahe für mich selbst, ward ich geboren, um zu sterben, und habe gar nicht gelebt; und jetzt hat mich Vergessenheit schon unter das zahllose Heer der gebornen Todten, die niemals gelebt haben, versetzt.

Viktor.

Als einen Verächter deiner selbst, habe ich dich immer im Leben gekannt; und hierin sowohl, als in allem Andern, dich durchaus für unähnlich, ich sage nicht nur dem Pöbel, sondern auch der höchsten Menschen anerkannt; und darum hielt ich dich für würdig, und halte dich noch (vergönne es mir zu sagen; Schmeicheley kommt hier gar nicht mit in's Spiel) für werth, der erste unter den Höchsten zu seyn.

Du bist todt; und hast auch nicht die ge-

ringste Spur von dir in dieser blinden Welt zurückgelassen, wodurch, ich läugne es nicht, die gegenwärtigen und künftigen Menschen hätten wissen können, dafs dein seltenes Licht einst in der Welt geleuchtet hat. Unbekannt für deine Zeitgenossen hast du gelebt, vielleicht weil sie nicht werth waren, dich zu kennen; und da du wider meinen Willen auf ein sträfliches Stillschweigen hartnäckig bestandest, war es deine Wahl, auch deinen Nachkommen unbekannt zu bleiben, weil vielleicht dein ahnender Geist mit wahrem und zu grofsem Schmerze voraussah, dafs die künftigen Geschlechter um nichts besser seyn würden, als die gegenwärtigen. Aber ich, du mufst dich dessen recht gut erinnern, sagte dir dennoch oft, dafs es Pflicht und Schuldigkeit eines jeden, mit einem menschlichen Herzen verbundenen hohen Geistes wäre, wenigstens zu versuchen, sie etwas besser zu machen, wenn man ihnen erhabene Wahrheiten, in erhabenen Schriften niederge-

, imi ‹ , imi

c c ‹ ‹ , überlieferte.

imi ‹ imi

, imi ‹ , imi

Franziskus.

Ja, das sagtest du mir, und ich erinnere mich dessen. Aber ich gab dir darauf zur Antwort (und auf meine Antwort, ich gedenke dessen sehr wohl, bliebst du stumm und traurig), also ich gab dir zur Antwort: dafs Bücher, wenn auch gleich nur sehr wenig vortreffliche, und so wie ich auch deren nimmermehr geschrieben haben würde, genug in der Welt wären, woraus jeder, wenn er sie nur gehörig lesen wollte, alles lernen könnte, was zum rechten und erhabenen Leben nothwendig wäre. Ich setzte dir zu diesem noch hinzu, dafs die Pflicht und Schuldigkeit eines höher denkenden Menschen anders wäre, wenn er handelte, als wenn er spräche; dafs, da uns gut zu handeln von unsern jetzigen schlechten Regierungen untersagt, und tugendhaft und schön zu sprechen, uns schon auf eine so würdige Weise von freyen Menschen vorweg genommen wäre, welche mehr Recht gehabt hätten, als wir, das von ihnen

ausgeübte Gute zu lehren, es mir Verwegenheit zu seyn schiene, aus der Hefe unseres gegenwärtigen Zeitalters sich als ein reines und unbeflecktes Beyspiel erheben zu wollen; und dafs es mir eine Gemeinheit zu seyn schiene, das sagen zu wollen, was wir zu thun nie wagen würden; und dafs es mir endlich thörichter Stolz zu seyn schiene, unsere Mitsklaven zu kränken durch freye und hohe Gesinnungen, die nicht die ihrigen sind, weil sie nun einmal so beschaffen sind; und welche Gesinnungen sie auch von mir glauben würden, dafs es nicht die meinigen wären, sondern dafs ich sie aus Büchern erborgt hätte. Und das könnten sie auch vielleicht mit Recht, wenn sie mich als Lehrer so hoher Gesinnungen erblickten, und doch zugleich auch als einen so geschmeidigen Schüler eines so gemeinen Lebens, als das unsrige ist.

Viktor.

Dafs du, Sohn deiner selbst, für dich allein so hochdachtest, wufste ich sehr wohl, da ich im Leben dich kannte; aber eben dies würden auch zu ihrem Nutzen und Staunen alle diejenigen Menschen gelernt haben, die dich aus deinen Schriften kennen gelernt hätten. Allein der Unwille über die gegenwärtigen Zeiten vermochte über dich mehr, als die Liebe gegen dich selbst und andere.

Dennoch warest und bist du dieses zweyten Todes nicht werth; und hätte ich Athem und Kraft genug, und würde durch den liebevollen, hohen und gerechten Wunsch, dich durch Verewigung deines Namens zu ehren, die Kraft der Begierde gleich gemacht; gelänge es mir, in wenigen, aber glühenden Perioden, den fünften Theil von deiner erhabenen Seele, von dem Ruhm, um den du dich nicht bekümmertest, auszudrücken und zu sagen; so könnte ich dir vielleicht noch einen kleinen Theil davon er-

werben, ganz nimmermehr; denn das war nur von dem schaffenden Lichte deines Verstandes zu erwarten, nicht aber von dem so schwachen des meinigen, und der, wenn er zu einem solchen Werke durch sich selbst nichts vermocht hätte, alles durch die erhabene Würde des Gegenstandes erhalten haben würde.

Franziskus.

Deine Freundschaft für mich täuscht dich hierin, nicht weniger, als die Liebe gegen dich selbst. Wer, um Ruhm zu erlangen, nicht unermüdlich Schweifs, Blut und Leben aufopfert, erhält und verdient keinen. Du hoffst ihn durch dich selbst, ich weifs es, mit deinen Schriften zu erlangen: und auch ich ermunterte dich dazu, da ich dich deiner Umstände und deines Alters wegen für viel geschickter hielt, als mich, in die Schranken zu treten; aber du wandtest oftmals meine eigenen Gründe gegen mich selbst, um mich zu dem Entschlufs zu

bringen, dafs ich die Feder ergriffe. Hätte mich etwas in der Welt bestimmen können, dies zu thun, so hättest du es allein gekonnt; aber der wahrhaftere Grund, der mich davon abbrachte, war, da ich mich von früheren Jahren an nicht dazu bestimmt hatte, so wandte ich alle die wenigen Kräfte meines Genies mehr aufs Denken und aufs Schliefsen, als aufs Schreiben: weshalb mir denn auch der Styl, diese mächtige, magische Kunst der Worte, und wodurch die Wahrheit allein sieget und herrscht, der Styl gänzlich fehlte.

Viktor.

Nein, hierin, erlaube mir, dir zu widersprechen, täuschest du dich aufs Höchste. Geboren in dem reinsten Schoofs der toskanischen Sprache, konnten goldene Worte dir nimmermehr fehlen; voll, überströmend von kräftigen, wahrhaften und erhabenen Gedanken, würdest du, ohne es selbst einmal gewahr zu werden,

deinen trefflichen, natürlichen Styl, durch Schreiben, zum vollkommensten ausgebildet haben; und da du ihn aus keinem Buche gelernt hättest, so würde er aus deinem rüstigen Kopf mit dem Aufschwung der Originalität, unbefleckt von jeglicher Nachahmung, hervorgegangen seyn.

Neue Sachen auf neue Weise geschrieben, erwartete man von dir, und du hast, durch dein Nicht-Wollen, nun die Menschen um ihr Vergnügen, ihren Nutzen und ihre Bewunderung gebracht; mich um die unendliche Wonne, dich auf eine würdige Art gekannt und geehrt zu sehen; dich selbst um Ruhm und Namen. So lange ich dich lebendig um mich sah, traute ich Unglücklicher auf die täuschende Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, und lernte in deinem edlen Sinne und in deinem glühenden Herzen, wie in einem lebendigen und fortwährenden Buche, dich, die Menschen alle, und mich selbst studieren und kennen. Angelockt

von deinen gelehrten, anmuthigen, klugen und dennoch so leidenschaftlichen Reden, und mich zu sehr auf dein noch so blühendes Alter verlassend, war ich mehr darauf bedacht, Genufs davon zu haben, als mit Sorgfalt den besseren Theil davon in Sicherheit zu bringen, wenn ich darauf bestand, dich antrieb, und auch, wenn es nöthig war, dich freundschaftlich zwang, für alle und auch für mich zu schreiben, statt dafs du nur für mich allein sprachest; weil du für jeden andern Menschen beynahe wie gänzlich verschlossen lebtest. Ueber diese meine unverzeihliche Unachtsamkeit weine ich Tag und Nacht; dies, nur dies ist dein wahrer Tod, über den ich mich betrübe und verzweifle; dies ist der schreckliche, unersetzliche Verlust für mich und für alle, der mich martert. Dich, der du entflohen bist und dich entzogen hast den Qualen, der Dienstbarkeit, dem Zittern und Beben, dem Alter, der Schwäche, und mehr als allem, dem ungeheuren und immer fortwährenden

Schmerz das Gute und Grofse zu erkennen, und es doch nicht auffinden und ausüben zu können, dich beneide ich allerdings, aber beklage dich nimmermehr.

Franziskus.

Ich, der ich aus den Wohnungen des zerstörten Wahnes komme, könnte dir über die menschliche Thorheit, welche Liebe zum Ruhm genannt wird, Sachen sagen und darlegen, die dich nicht allein trösten würden über diesen meinen idealischen Ruhm, den ich nicht erworben habe (auch nie zu erwerben war); die dir aber vielleicht auch zu gleicher Zeit das glühend heifse Verlangen, das du nach deinem eigenen Ruhme in der Brust nährest, aus dem Herzen herausreissen würden.

Aber behüte der Himmel, dafs ich einen so süfsen und nützlichen Wahn jemals in der Brust der Menschen auch nur schwächen, vielweniger zerstören wollte. Er allein ist der Grund

zu jedem schönen menschlichen Werke, und herrscht über denjenigen um so despotischer, der geboren ist, das Schöne zu unternehmen und auszuführen. Nur zu feindlich gegen ihn ist die neuere Denkungsart; und daher kommt die immer gröfser werdende Dürftigkeit an grofsen Menschen und erhabenen Dingen.

Ich tadle also auch an dir gar nicht, noch weniger kränket mich dieser dein freundschaftlicher Verdrufs, den du mir über meine gänzliche Nichtigkeit bezeigst; und wenn ich ins Leben wieder zurückkehren sollte, so würde ich, dir zu gefallen, und um die unbezweifelten Proben zu geben, dafs deine Achtung mir ein mächtiger Antrieb wäre, etwas Gutes hervorzubringen, versuchen, auf welcher Rennbahn ich als Kämpfer auftreten könnte. Auf eine andre Art kann ich doch wohl über meine ehemalige Unthätigkeit mein Herz nicht gegen dich ausschütten.

Viktor.

Diese deine späte Reue, und der Grund, der dich bewegt, gehen mir nur noch immer mehr zu Herzen. Nun wisse, da ich durch dein geliebtes Andenken keine Linderung, sondern Nahrung für meinen Schmerz suche, so dachte ich, von einigen deiner Papiere, die mir in die Hände gefallen sind, Gebrauch zu machen, wenn ich durch den Druck derselben dem Publikum zeigte, was für ein Weiser du gewesen bist. Und dies sind diejenigen, worin du mit dem lebendigsten Pinsel deiner glühenden, aber gerechten und gelehrten Phantasie beynahe alle die besten Gemälde deiner Vaterstadt beschreibst, deren es einen grofsen Ueberfluſs darin gibt, wenn sie auch von den Wenigsten gekannt sind.

Franziskus.

Thue das nicht, ich bitte dich, thue das nicht, wenn du mich wahrhaft liebst. Du weifst, dafs ich blos zum Zeitvertreib und zum Ver-

gnügen einmal, so wie es die Feder gab, die Wirkung aufs Papier hinwarf, die ich in meiner Seele über den Anblick und die Untersuchung dieser Gemälde zu verspüren glaubte. Keine Idee, auch nicht die entfernteste, kam mir jemals in den Sinn, hierüber Bücher zu machen; und wenn auch gleich die Wuth in den schönen Künsten jetzt allgemein um sich greift, und Einige, die durch sich selbst nichts können, noch von dem Ihrigen was hervorzubringen verstehen, diese neue Kunst, über Anderer Sachen zu schwatzen, geschaffen haben, so weifst du, dafs ich dies immer nur für einen blosen Betrug gehalten habe, weil man den wahren Sinn des Schönen weit leichter empfinden, als ausdrücken kann. Und wer könnte diesen Enthusiasten in den schönen Künsten aufrichtig trauen, wenn man sie als so warme Bewunderer eines gemahlten Brutus, aber als eben so kalte Leser eines von Livius entworfenen Brutus erblickt?

Ein starkes Gefühl, glaube mir, ist eine leichte, schnell sich verbreitende und aufzuregende Eigenschaft, die durch alle unsre Adern und Nerven läuft, und sich allen Sinnen mittheilt. Was wären nun diese Grofsen, die es in nichts anderem sind, als nur in der Kraft der Augen? Und auch hierin sind sie es nicht einmal; sie dünken es sich, und täuschen sich, um wieder zu täuschen.

Ich überliefs mich dem Vergnügen, die schönen Künste zu beobachten und zu empfinden, aber ganz in mich selbst verschlossen; und das that ich, als ich sah und mich überzeugt hatte, dafs tapfere und hochherzige Unternehmungen zu beobachten und Freude darüber zu empfinden, in unseren Zeiten der Grund zum gröfsten Unglück und Schmerz würden. Wenn je ein Mensch bedauerte, sich innerlich ärgerte, und sich bey sich selbst abzehrte darüber, dafs er alle Wege zum kraftvollen Handeln sich versperrt sah, so bin ich einer von diesen gewesen.

Nun sieh, ob ich, mit diesem wüthenden Wurm im Herzen, die Künste aus einem andern Grunde geliebt haben kann, als, ich möchte sagen, um meine überflüssige Galle abzuleiten; oder über sie geschrieben, als nur zu meinem alleinigen Vergnügen, ohne die geringste Absicht, jemals das mindeste Lob darüber zu erhalten.

Viktor.

Und gerade hierdurch leuchtet aus diesen deinen Schriften ein wirklich wahres, und nicht affektirtes noch vergröfsertes Gefühl des Schönen hervor, wodurch ich wünschte, dafs diese neueren Enthusiasten zu ihrer eigenen Schande lernen möchten, dafs grofse Worte nicht auch grofse Dinge sind; und dafs die Wärme der Seele dessen, der das Schöne bemerkt und gefühlt hat, auf keinem andern Wege, als nur auf dem der natürlichsten Einfalt, in das Herz dessen, der das Resultat davon liest, wahrhaft eindringt.

Daher war ich beynahe bey mir selbst entschlossen, nur allein diese deine Beschreibungen der in dem Saal des Pallastes zu Siena befindlichen Gemälde ans Licht zu geben; welche, da es schöne Handlungen aus der Geschichte der väterlichen Liebe und der Freyheit sind, nicht weniger deinen feinen Takt in den Künsten, als deinen mächtigen Enthusiasmus für wahre und erhabene Tugenden beurkundet haben würden. Auch schien es mir, als sähe ich dich dadurch in deinen wenigen Worten selbst auf das Lebendigste abgemahlt, und dies war mir genug, um dem Volke der Menschen von dir gleichsam nur einen Strahl zu zeigen; und um dich ganz unverhüllt darzustellen, war mein Vorsatz, dieser deiner kurzen Schrift ein kurzes Leben von dir vorausgehen zu lassen, worin ich, doch mit bescheidenen Worten, gezeigt haben würde deinen seltenen, unvergleichlichen Werth, und meine warme Freundschaft und aufrichtige Bewunderung für dich.

Franziskus.

Ein Leben? was sagst du? Bey unserer Freundschaft bitte ich dich inständigst, das thue nicht.

Ehedem wurde das Leben der Heiligen geschrieben, damit die Unwissenden es läsen; und derjenigen Menschen, die politisch grofs in Tugenden waren, damit, wenn die Wenigen, die einigen Samen der Gröfse im Herzen hatten, es läsen, kräftiger und schneller von edler Bewunderung und Nacheiferung ergriffen würden, und beydes offen darlegten; und wenn die anderen vielen Ohnmächtigen es läsen, wenigstens darüber erstaunten. Jetzt wird das Leben eines jeden Fürsten geschrieben, der Gesetze gegeben oder aufgehoben, der Schlachten gewonnen oder verloren hat, und eines jeden Schriftstellers, der irgend einige Blätter Papier bekritzelt hat.

Indessen, wer auch diese gewesen seyn mögen, der Grund von dieser ihrer irdischen Apotheose war immer, dafs man sie wenigstens ge-

kannt und von ihnen gewufst hat; aber das Leben irgend eines schreiben, der nichts gethan hat, und von dem keiner weifs, ob er jemals da gewesen ist, würde für offenbare Thorheit erklärt werden; und wenn du mich nun wirklich in den Gränzen der Mittelmäfsigkeit aller Dinge, worin ich gelebt habe, darstellen wolltest, so würden die Wenigen, die dich läsen, sagen: eine so gemeine Tugend, verdiente die ein Leben? Wenn du, von deiner blosen blinden Freundschaft geleitet, es aber unternähmest, mich mit dem Reize des Styles, oder mit Vergröfserung der Wahrheit darzustellen, so würden die Leser mit noch mehrerem Grunde sagen: Aber, was hat denn der gethan, dafs er so grofse Lobeserhebungen verdient?

Du siehst also, Leben dürfen nur von denen geschrieben werden, die den Menschen viel Gutes oder viel Böses gethan haben. Von den

Alten hat uns der göttliche Plutarch vollkommene Muster zurückgelassen; und um das der Neueren zu schreiben (woraus ein Band von weit geringerer Gröfse entstehen würde), dazu ist noch kein neuer Plutarch aufgestanden. — Wenn auch gleich alle Tage Leben geschrieben werden, so wird dadurch doch keinem ein Leben gegeben, noch erhält es irgend ein Schriftsteller für sich. Du wirst also weit klüger und als mein wahrhafterer Freund handeln, wenn du allein dich meiner erinnerst, falls es dir Vergnügen macht, aber stillschweigend in deinem Herzen, und durchaus nichts von mir schreibst. Denn auf welche Art du auch deine Gesinnungen für mich auf dem Papiere an den Tag legen wolltest, so würdest du dadurch nur, mit deinem Schmerz und meinem Nachtheil, über den traurigen Erfolg einer solchen Schrift, zu der Erkenntnifs deiner irrigen Meynung kommen, die du von mir hegtest.

Viktor.

Und warum sollte gerade das, was du mir so eben gesagt hast, nicht die ganze Welt hören? Welche Gröfse deiner erhabenen Seele würde nicht aus deiner edlen und dir angebornen Sorglosigkeit für dich selbst, denen Wenigen entgegenstrahlen, die das Wahre kennen, und die Dinge, nur nicht immer, nach ihrer Wirkung beurtheilen! Gerade dadurch, dafs ich dem Publikum einige Züge von dir entwürfe, und kurz darüber spräche, nährte ich die gegründeteste Hoffnung, deutlich zeigen zu können, dafs Tugend auch in den sklavischten Zeiten, und in den fehlerhaftesten Regierungen existiren kann, und zwar eine solche, die, wenn sie auch nichts wirkt, sich doch der völlig gleich setzen kann, die stets viel gewirkt hat; und dafs überhaupt, wenn sie da geboren wird, und sich aufhält, wo alles ihr hinderlich wird, sie zerstört und verjägt, es die Pflicht eines rechtlichen Mannes, und um so mehr

eines wahren Freundes ist, sie Allen bekannt zu machen, um die wenigen Guten zu trösten und zu ermuthigen, und die vielen Schlechten zu bestürzen und in Furcht zu jagen. Und wenn ich aus deinem so gänzlich unbekannten Leben, aus deinen stillen und einfachen Sitten, mir hätte versprechen können, ohne die Wahrheit zu verstellen, glänzende Beyspiele von der Stärke und Hoheit der Seele, des menschlichsten Herzens, des schärfsten Verstandes, der männlichen und freyen Brust herauszuziehen; kurz daraus einen seltenen Inbegriff zu schildern der geschätztesten bürgerlichen Tugenden Roms und Athens, in eine so liebenswürdige Bescheidenheit gehüllt, und in Zeiten, die ihnen so sehr entgegen waren, mit einer so gemäfsigten Ungezwungenheit, ohne irgend einem wehe zu thun, ausgeübt; hätte ich nicht vielleicht mit einer solchen Schrift die Neugier aller Menschen aufregen können? Hätte ich nicht die Bosheit durch die augenscheinliche

Gewifsheit verstummen machen können? nicht die Liebe und Bewunderung derjenigen erwekken können, welche, wenn sie von der Kleinheit deines unbekannten Zustandes (so wie das auch seyn mufs) auf die Gröfse deiner natürlichen Gaben weiter geschlossen, und meinen Worten vollen Glauben beygelegt hätten (denn wer die Wahrheit schreibt, stellt sie sehr leicht mit den Farben der Wahrheit dar), deine Tugend, nicht blos durch die Zeit entstanden, doppelt gefühlt, und vielleicht auch, als etwas neues und unerhörtes, nachgeahmt haben würden?

Franziskus.

Diese deine lange Rede habe ich deiner warmen Freundschaft nachgegeben: die Lobsprüche, die du mir im Leben zu ertheilen nicht gewagt haben würdest (denn du liebtest mich zu sehr, um mich so roth zu machen), erdulde ich, da uns keiner hört, dafs du sie meinem

Schatten gibst: sie thun mir nicht wehe, weil ein wahres Gefühl sie dir eingibt; sie schmeicheln mir nicht, weil ich jeder sterblichen, menschlichen Kleinlichkeit entnommen bin: und wenn du es nur keinem, wer es auch seyn mag, jemals wieder sagst, so freue ich mich sehr, dafs mein Andenken einen so festen und ehrenvollen Platz in deiner Brust behält. Die Tugenden, die du mir leihest, mache, da du sie so gut kennst und zu schätzen weifst, zu den Deinigen, und nicht allein in deinen Schriften, sondern in deinem praktischen Leben, soviel es die Zeiten zulassen. Und weil du mich denn so sehr achtest, so denke darauf, meine ganze Achtung zu verdienen; bedenke, dafs ich meine Augen niemals von dir wende, und dafs ich deine innersten und verborgensten Gedanken lese und entdecke.

Viktor.

So mag es denn seyn: und wenn du auch

nicht immer, oder doch nur sehr selten, in meinem nur zu kleinen Herzen heilsame und hohe Gründe entdecken wirst, die es leiten; bis auf den einen, von dir zu sprechen, dich zu lieben, und dich zu schätzen mehr als irgend etwas in der Welt; so bin ich überzeugt, du wirst durchaus keinen schlechten Grund, oder irgend einen niedrigen Zweck sehen, der mich leiten sollte.

Aber weil du es mir verbietest, jemals in der Welt von dir Erwähnung zu thun, und du jetzt, da du selbst mit mir sprichst, meine Dreistigkeit bemerkt hast, mit welcher ich dich ins Gesicht lobte, was ich bey deinem Leben nie gethan haben würde; so erlaube mir zu meinem Troste, meiner Erleichterung und Unterweisung, mir selbst Rechenschaft von deinen vielen Eigenheiten abzulegen, worüber ich im Leben dich zu befragen nie gewagt habe. Und dies soll eben kein Beweis seyn davon, dafs ein Freund dem andern etwas verschwiegen

hätte, sondern dafs, so wie nicht wechselseitige Schmeicheleyen, sondern Liebe der Wahrheit der Grund unserer Freundschaft war, wir einer am andern nicht alles das heraussuchten, weshalb es nöthig gewesen wäre, die Bescheidenheit auf irgend eine Art der Wahrheit aufzuopfern, um jenem allem vollkommen Genüge zu leisten. Daher entdeckte ich alle Tage von deinen Tugenden irgend eine, aber ich bat dich nie, mir die Quelle davon zu entdecken. Antworte mir daher jetzt über einige; und wie einer, der entbunden jeglichem, was menschlich ist, verschweige mir jetzt nichts, ich beschwöre dich, wenn es auch gleich deiner zarten und bescheidenen Gesinnung nicht wenig kosten könnte.

Franziskus.

Alles will ich thun, um dir gefällig zu seyn in dieser kurzen Zeit, in welcher mir dein Anblick vom Schicksal vergönnt ist; aber du hast nicht wohl daran gethan, mich im Leben nicht

frey zu fragen; du hättest mir ein bedeutendes Zeichen wahrer Freundschaft gegeben, und ich hätte dir ein eben so bedeutendes wieder geben können, dadurch, dafs ich dir die wahrste Wahrheit meiner Seele hätte enthüllen können. Und vielleicht würdest du oft gesehen haben, dafs die Quelle von dem, was ich Tugend nannte, und die es auch zu seyn schien, etwas war, was mir schwer ward, dir zu enthüllen, nämlich eben nicht Bescheidenheit, nein, sondern vielmehr grofse Kühnheit und Scham.

Viktor.

Ich kenne die menschliche Natur und mich selbst. Von mir und jedem andern Menschen glaube ich, dafs das wahr ist, was du so eben mir andeutetest; aber von dir glaube ich es nicht, oder wenigstens viel weniger, als von irgend einem Menschen in der Welt.

Jetzt kannst du mich nicht mehr täuschen, enn du von dir mit mir sprichst, wie du es

vielleicht im Leben gethan haben würdest (ich will eben nicht behaupten, indem du mir was Falsches vorsagtest, sondern indem du mir nicht alles Wahre von deinem erhabenen Geiste entdecktest), um vielleicht, zu bescheiden, der Geringfügigkeit des meinigen nicht wehe zu thun. Jetzt also kannst du mir nichts von dir selbst verschweigen. Wir sind getrennt, und sind es, nur zu sehr, auf immer. Es ist mir von dir nichts mehr übrig geblieben, als das Andenken deines Werthes; lafs es mich also ganz haben.

Antworte mir daher zuerst: Du, als nicht adelich geboren, sondern nur als bürgerlich, zu einer Zeit, wo dieser höchst edle Name, mit welchem ein Scipio sich schmückte, eben weil es kein wahres Bürgerthum mehr gibt, einer Klasse, die zwischen dem Adel und dem Volke mitten inne steht, zum Zeichen der Verachtung gegeben wird, ich bitte dich, sage mir, du, als kein Adelicher geboren, wie, und woher nahmst du gegen Adeliche, welche du in dei-

nem Herzen mit allem Recht verachten mufs-
test, den würdevollen Anstand, durch welchen
es dir, ohne indessen doch sie jemals zu be-
leidigen, gelang, dich als einen wahren Patri-
zier zu zeigen, so dafs sie, in deiner Gegen-
wart, zu gestehen schienen, sie wären weniger
als der Pöbel?

Franziskus.

Du berührst eine zarte Stelle; und du hast
vielleicht sehr wohl daran gethan, mich wenig-
stens im Leben nicht darüber zu befragen.
Jetzt indessen will ich dir sehr frey darauf
antworten.

Wenn es in der menschlichen Natur auch
gleich unvermeidlich ist (obwohl es versteckt
werden kann, und auch von klugen Leuten,
welche sich selbst lieb hatten, verborgen wor-
den ist, diejenigen zu hassen, die über uns
sind, oder von denen wir es glauben, so hafste
ich doch darin die Adelichen nicht, weil, wenn

ich mich mit ihnen verglich, ich fand, dafs ich ihnen in nichts nachstünde, und in Vielem Vorzüge vor ihnen hätte. Bey meinem Handel, den ich mehr Hinsichts meiner Familie, als aus Begierde nach Gewinnst mit Seide trieb, sah ich diese Adelichen, geschäftslos, und von langer Weile und Ueberdrufs erdrückt, auf dem grofsen Markt der Stadt umher spazieren; und so sah ich sie, wenn ich mit dem Tacitus oder sonst einem andern grofsen Klassiker in der Hand da stand: wie hätte ich sie wohl hassen können? Tacitus, oder auch wohl ein anderes Buch sagte mir, dafs in diesen Regierungen weder ich noch sie wahre Menschen wären, oder auch nur seyn könnten: kein Unterschied war zwischen ihnen und mir beym Dienen, als dafs ich wufste, ich wäre ein Sklave, mich darüber betrübte und schämte; sie es nicht wufsten, und sich damit rühmten. Gänzlich unwürdig würde ich gewesen seyn, ein wahrer Mensch seyn zu können, wenn ich solches Volk

nicht mehr bemitleidet, als gehafst hätte. Und hierüber will ich dir mein Herz unverhüllt darlegen. Sey es von Natur, oder sey es Frucht des vielen Lesens, oder des noch mehreren Denkens, ich liebte wahrhaft alle Menschen; die wenigen Guten, als solche; die so vielen Bösen, weil sie niemals böse durch sich selbst geworden sind, sondern aus unglücklich zusammen getroffenen Umständen, oder aus Unzulänglichkeit der Gesetze. Dagegen hafste ich aber im höchsten Grade diese ersten Grundursachen, die die Menschen schlecht machen, oder werden lassen; aber die Menschen selbst nie. Der Zustand meiner Seele war daher so beschaffen, dafs ich auch nicht einmal die Verachtungswürdigsten verachtete. Nichts verabscheute ich, als nur die gegen Menschen gebrauchte Gewalt, wenn sie die Gränzen rechtmäfsiger Gesetze überschritt. Ich kannte mich selbst sehr wohl, und legte sehr wenig Werth auf mich selbst; beneidete aber keinen, ob

ich gleich so viele über mir stehen sah. Ich verlangte in der Welt nichts weiter, als nur die Tugend ausüben zu können; ich meyne diejenige, welche allein die wahre ist, weil sie den andern Menschen nützlich wird; diejenige, die man wohl kennen lernen, die man sich aber auf keine andere Art recht zu eigen machen kann, als nur durch die fortgesetzte, öffentliche, freye und lobenswerthe Ausübung derselben. So war ich, wenn ich demüthig im Laden stand, und ich hatte keine andere Erholung in der Welt, als die wenigen vortrefflichen Bücher zu lesen; dagegen aber hatte ich auch zu gleicher Zeit keine andre Qual in der Welt, als mich und meine Zeit mit denen Menschen und Zeiten zu vergleichen, von denen ich las.

Die Niedrigkeit meiner Geburt würde mich über alle Mafsen geschmerzt haben, wenn, im Fall ich ein wahres Vaterland gehabt hätte, dies mich davon ausgeschlossen hätte, ihm dienen

und nützlich seyn zu können; was aber da, wo ein wahres Vaterland war, niemals der Fall seyn konnte. Aber da, wo Berühmtheit des Blutes keinen andern Vorzug gibt, als die gemeine Esse nur um so näher anschauen zu lassen, in welcher die allgemeinen Ketten für alle geschmiedet werden, hielt ich es für ein grosses Glück, sie nicht erhalten zu haben; weil ich eben daher mit der Dunkelheit meiner Geburt um desto leichter die Reinheit meiner, ich wage gerade nicht zu sagen freyer, aber ungekannter und unabhängiger Existenz verbinden konnte. Aus allem diesem entstand vielleicht, ohne dafs ich es selbst gewahrte, dieser mein Anstand, wie er auch gewesen seyn mag, gegen die Adelichen, worüber du Rechenschaft von mir gefordert hast.

Viktor.

O wahrhaft erhabene Seele, die alles emporhebt, was sie berührt! Seele, die, wenn sie

auch nichts gethan, doch aber alles gefühlt hat, nur um so gröfser als jede andre ist, ja, ich möchte sagen, als sie selbst.

Franziskus.

Mäfsige deine leidenschaftliche Aufwallung. Es wird so viel andre Menschen geben, die eben so denken, und alle Tage so handeln.

Viktor.

Wieder eine andere dir eigene Gröfse. Du kennst die Menschen und die Zeiten, und dennoch willst du so eigensinnig nicht Tugend und Wahrheit für etwas Seltenes erkennen. Ohne es zu bemerken, beurtheilst du andere nach dir selbst, und erhebst dich dadurch, ohne es zu wollen, über alle andere.

Aber sage mir noch, wie konntest du jemals mit einem Herzen und einem Sinn, der so erfüllt und entflammt vom Schönen war (d. h von der Wahrheit); mit einem Charakter, der

auf eine so hochherzige Weise aufgebracht, ungeduldig und erhitzt war, wie konntest du mit den Gelehrten, oder den vermeintlichen, so bescheiden, mit den Unwissenden so human; mit den Weisen so zurücktretend, und mit den Ueberklugen endlich so Herr deines Unwillens seyn?

Franziskus.

Niemals etwas Unnützes thun, noch reden, war immer meine erste Grundregel. Und so wie ich, wenn ich mich als unterrichtet gezeigt hätte (gesetzt, ich wäre es je gewesen) bey allem diesen ihren Stolz nicht vertilgt, sondern bey ihnen vielmehr den Hafs und die Wuth über ihre ihnen bewiesene Untüchtigkeit vermehrt haben würde, so pflegte ich deshalb zu schweigen, und nicht anders zu reden, als wenn ich gefragt ward; und auch dann that ich es nur kurz, und immer meine Worte mit so scheint mir's begleitend; eine Redensart, die

sie bey andern sehr gern haben, wenn sie auch nie aus ihrem Munde kommt. Aber glaube deshalb nicht, dafs ich den kindischen und niedrigen Vorsatz gefafst hatte, Allen zu gefallen, wenn ich den Meisten von diesen zu gefallen suchte; nein! nur von sehr Wenigen wünschte ich und freute es mich, ihre Liebe und Achtung zu besitzen; von den andern wollte ich wenigstens nicht ihren Hafs auf mich ziehen, der, wenn auch nicht verdient doch für jeden guten Menschen eine unangenehme Last ist, und immer voraussetzt, dafs man viele beleidigt hat. Und wenn man denn dies dennoch thut, doch immer so, dafs es kein Mensch bemerkt, und zwar entweder dadurch, dafs man mehreren Werth hat, als andere, oder dadurch, dafs man zeigt, man habe, da man doch nun einmal auf alle Art unter den Menschen leben mufs, und man ihnen, wenn man sie beleidigt, nicht nützen kann, irgend einen Gedanken als einen Schatz sich zurückgelegt,

dessen man sich für sich selbst, oder mit wenigen Freunden erfreut, und mit den Uebrigen einen ganz anderen Schein annimmt. Diese Regeln des glücklichen, oder besser zu sagen, des ruhigen Lebens, werden deiner ungebändigten und heftigen Sinnesart etwas schwächlich vorkommen, aber man darf und kann in Siena, und in dem gegenwärtigen Italien nicht so leben, als einst in Rom, in Sparta und in Athen. Und so wie vielleicht in diesen Städten viele waren, die aus eigenem Triebe die Tugend nicht geliebt haben würden, sie aber doch wenigstens ausübten und ehrten, weil es die gebietende Meynung der Mehresten so haben wollte; so mufs man in den jetzigen Städten, wo die Mehresten sie nicht kennen, oder gar verabscheuen, ebenfalls sich stellen, sie nicht zu kennen, oder sie nicht zu schätzen, jemehr man sie schätzt.

Ich gestehe indessen, dafs unter den vier Arten von Menschen, deren du mir erwähnt hast,

die Gelehrten, die Unwissenden und die Weisen mich oftmals zum Lachen gebracht, und noch öfter zum Mitleid aufgeregt haben; aber die Ueberklugen haben mich oft zum Unwillen entflammt: demohnerachtet haben sie von mir niemals diese kurzen und kräftigen Wahrheiten gehört, die sie mit Scham und Verwirrung erfüllt, und sie leicht zum Verstummen gebracht haben würden. Mein Mund schwieg; nicht weil ich zu reden gefürchtet hätte, sondern weil ich es im Ganzen für überflüssig hielt; mein Anblick sprach mit ihnen stillschweigend, und das war mir genug, um niemals als überwunden zu scheinen.

Viktor.

Was ich am meisten an dir schätze und bewundere, ist, dafs du, schon gut geboren, und dadurch, dafs du so viel nachgedacht und die Dinge im menschlichen Leben hinreichend kennen gelernt hast, endlich der beste Mensch ge-

worden warst, dich freutest, es für dich allein zu seyn; und, wenn du dich ja einmal zeigen mufstest, du dich immer von geringerem Werthe zeigtest, als du wirklich warst. Unter den gegenwärtigen Menschen schienst du mir ein Edelstein im Kothe zu seyn, der, um desto weniger zu glänzen, sich darin verbirgt; aber wenn er auch gleich beschmutzt wird, dennoch seinen Glanz und seinen Werth nicht verliert, und den ein jeder aufnimmt und reinigt, wenn er ihn sucht. Aus diesen deinen Reden begreife ich nun jetzt sehr wohl, warum damals, als der bittre Tod dich fortraffte, du, wenn auch gleich von Wenigen vollkommen gekannt und Allen unähnlich, dennoch von Allen beklagt und bedauert wurdest. Die Tugend, wenn auch verborgen, überwältigt doch Aller Herzen, und selbst die weniger tugendhaften vollkommen, und wider ihren Willen. Aber wahr ist es auch, die Deinige war von so ausserordentlichem Werthe, dafs, wenn sie auch verborgen

schien, sie es dennoch nicht war. Unbekannt waren vielleicht die einzelnen erhabenen Theile deiner wahrhaften antiken Tugend, die dich mitten unter den grofsen Männern des freyen Roms durch dein eigenes Licht hätten glänzen lassen; aber diese Tugenden des zweyten Ranges, welche nichts anders, als nur negative Laster sind, die man indessen bey unserer gegenwärtigen Erbärmlichkeit für die höchsten hält (und, hinsichts unserer Regierungen, sind sie es vielleicht auch) besafsest du alle, und spendetest sie alle Tage, wie gangbare Münze aus, ohne dich dessen selbst bewufst zu seyn. Daher entstand die Achtung, daher die allgemeine so grofse und wahrhafte Liebe, dafs, wenn ich dich auf den Strafsen begleitete, ich vom Niedrigsten bis zum Höchsten, auf dem Gesichte eines jeden, der dich grüfste, diese stillschweigende Verehrung eingegraben sah, die kein Mensch jemals für einen andern haben kann, als nur für den ganz Fleckenlosen. Auf dem

Gesichte der Guten, welches oftmals die Niedrigsten waren, sah ich, wie sie mit Liebe vermischt war; auf dem der anderen schimmerte sie durch ein Wölkchen des Unwillens hervor; aber dies war so klein, dafs ich geglaubt hätte, sie wären mehr gegen sich selbst, als gegen dich aufgebracht. Wehe indessen, wehe, wenn diese dich an deinen so vielen andern Tugenden für so reich gehalten hätten! Die gewöhnlichen moralischen verzieh man dir, weil es einem jeden dünkte, er könne, wenn er nur wolle, sie auch ausüben. Stillschweigend indessen bemerkte ich bey mir selbst, und ich freute mich doppelt darüber, wenn ich in dir zwey so wohl unterschiedene, und doch so selten verbundene Personen gewahr ward, nämlich den Gori Aller, und den Gori seiner selbst, und ich möchte sagen, meinen Gori, wenn das Wort mein im Gegensatz des Aller nicht vielleicht als Stolz und Dünkel klänge.

Franziskus.

Und ich will, um dir zu beweisen, dafs ich im Tode eben so dein wahrer Freund bin, als ich es einst im Leben war, dir für deine Lobsprüche nicht Lob, sondern Tadel wiedergeben, und will dir sagen, dafs, wenn du es an mir lobst, dafs ich mit den Alten gedacht, und den Neuern nicht mifsfallen habe, du mir hierin allein hättest nachahmen sollen. Weil du indessen einmal angefangen hast zu schreiben, und du auch im Ganzen vielleicht nicht auf unrechtem Wege bist, so verstatte deiner glänzenden und überströmenden Galle, nur allein in deinen Schriften, einen freyen und erhabenen Ausbruch: fein und mit Bescheidenheit in Schriften angewandt, ist eben diese Galle ein weit nachdrücklicherer Lehrer, als jede hohe Unterweisung. Aber unter lebenden Menschen mufs man sie zügeln. Keinen besserst du dadurch, dafs du ihn beleidigst; und du wirst dich nie gröfser als die Kleinsten um dich her

zeigen können, wenn du dich nicht zuerst grösser als dich selbst machst. Denke mit den Klassikern, wandle mit deinem Verstande und mit deiner Seele, wenn du es kannst, unter Griechen und Römern; schreibe, wenn du es verstehst, so, als wenn du von jenen Grofsen allein gelesen werden solltest; aber lebe und sprich mit den Deinen. Von diesem sklavischen und unthätigen Jahrhundert ist dir, ich weifs es sehr wohl, alles zum Eckel und Verdrufs; nichts erhebt dich, nichts reizt dich, nichts schmeichelt dir: aber du kannst es nicht ändern, und kannst in keinem anderen leben, als nur mit den Gedanken und mit den Schriften. Denke also, ich sage es dir nochmals; denke und schreibe nach deinem Sinn; aber rede, und lebe, und handele mit den Menschen nach dem Sinne der Mehresten. Und hierzu rede ich dich kräftig auf, denn ich wünschte, dafs du, wenn auch nur von Wenigen, doch geliebt, und allein von den Guten geachtet, aber doch nie-

mals von irgend einem gehafst werden mögtest.

Viktor.

Allgemein ist dieser Vorzug nicht, weil du ihn besafsest. Ich habe in mir nicht diese Humanität, Leichtigkeit und schmeichelnde Natur, welche ganz und gar die Deinige war: eine ganz vorzügliche Gabe, wodurch du ohne Schmeicheley, noch irgend eine Anstrengung, statt dich zu den andern herabzulassen, die andern zu dir zu erheben schienst. Und dies, glaube mir, ist die einzige Kunst, welche macht und zugibt, dafs die Grofsen mit den Kleinen zusammen leben. Aber ich rede von den wahren Grofsen und den wahren Kleinen, welches niemals die sind, die die Welt so nennet.

Aber warum lobe ich an dir diese geselligen untergeordneten Tugenden, da ein einziges Beyspiel, was ich nur von einer deiner übrigen anführen würde, hinreichte, dich über jeden

Menschen unseres verdorbenen Jahrhunderts zu erheben? Was war der Grund zu deinem frühzeitigen Tode? Wahres Mitgefühl und seltene Liebe, die du für deinen Bruder nährtest. In diesen Zeiten, in welchen wir alle nur zu sehr von dem alles verschlingenden Luxus getrieben werden, wünschen wir alle grausamerweise, oder erwarten wenigstens den Tod der Unsrigen, statt dafs wir aus wahrem Herzen ihn beweinen sollten; die unersättliche Begierde nach den Reichthümern anderer (eine abscheuliche Pest, mit Recht ehedem nur in den Häusern der Könige einheimisch), hat jetzt, da wir durch die vervielfältigten Bedürfnisse noch grössere Sklaven geworden sind, auch die niedrigsten Hütten angefallen; und, den edelen, immer weniger als wir selbst sklavischen Landbebauer ausgenommen, welcher in seiner zahlreichen Familie seinen vollen Reichthum, Liebe und Glückseligkeit niederlegt, beneiden sich die andern alle, wie die Barbaren, unter ein-

ander das Leben; die Söhne beneiden es dem zu lange lebenden Vater, der Mann seiner Frau, der Bruder dem Bruder; kurz keiner hält sich eher für recht am Leben, bis er nicht die Seinigen alle begraben hat. Aber du, in Allem von Allen unterschieden, warst auch hierin von den wenigen grofsen Menschen verschieden, welche meistentheils eben nicht sehr zärtlich gegen ihre Verwandte zu seyn pflegen. Ich kann daher nicht sagen, ob die Erhabenheit deines Geistes oder deines Herzens gröfser war. Dieser dein Bruder, in allem geringer als du, so wie in den Jahren, für den du, wie ein liebender Vater, solche Sorge trugst; für den du allein deinen dir so mifsfälligen Handel fortsetztest, den du zum bequemen Leben nicht nöthig hattest, und der dir so viel Unruhe machte, um denkend leben zu können; dieser dein Bruder endlich, der beste Jüngling, und auch von edlen Anlagen, aber in nichts gröfser als sein Stand und die Zeiten, und durchaus in nichts

dir nahe, er war indessen der einzige Anstofs und das einzige Hindernifs für deine gänzliche Glückseligkeit; weil du, als ein Weiser, sie in nichts anderes setztest, als frey zu leben, und nach deinem Sinn zu denken und zu reden, und sie dir zu erwerben vornahmst, indem du deine Geburt dadurch verbessertest, dafs du die Glückseligkeit in den Gegenden suchtest und genössest, wo sie in aller Sicherheit sich findet und Wurzel schlägt. Und dennoch, wenn auch der Tod, da er deinen Bruder zuerst traf, dir den Weg zu eröffnen schien, so vermochte doch die Liebe und der Schmerz für andere in deiner Brust weit mehr, als die Liebe für dich selbst. Werde nicht böse, ich bitte dich, wenn ich dir als grofse Tugend diejenigen Gefühle anrechne, welche in bessern Zeiten, und unter einem bessern Volke, für etwas Ungeheures würde gehalten worden seyn, nicht zu haben. Aber der Grund deines Todes scheint mir bey uns etwas so Seltenes und von so natürlicher

und neuer Gröfse erfüllt zu seyn, dafs, in unseren Zeiten, wo man als grofser Mann weder leben noch sterben kann, es mir scheint, als habe die Natur, ich möchte sagen, in dir sich erschöpfend, unsere Tyranneyen verspotten wollen, indem sie durch dein berühmtes Beyspiel zeigte, dafs jede niedrige Hütte doch ein Feld für Hochherzigkeit und Tugend seyn könne, wenn denselben auch jedes öffentliche Feld genommen ist. Und wenn der Schmerz über einen Bruder, blos durch das Blut, und nicht durch die Tugend, so viel schon vermochte über deine schöne und glühende Seele, wer wird es zu läugnen wagen, dafs du, in einer glücklicheren Gegend geboren, für das Vaterland, für die Tugend, und für den wahren Ruhm nicht jeder erhabenen Aufopferung würdest fähig gewesen seyn?

Franziskus.

Ich bitte dich, höre auf. Das weifs ich nicht,

ob mich der Schmerz über den verstorbenen Bruder getödtet hat, und ich glaube es nicht; aber sicher erhielt mein Körper, der schon nicht der stärkste war, dadurch einen grofsen Stofs. Der Bruder schmerzte mich, für mich trug ich wenig Sorge, und du warst nicht gegenwärtig; der Zeitpunkt war günstig. In meinem Alter war es für mich nicht mehr möglich, jemals zum wahren Leben wieder geboren zu werden. Du weifst, der Schmerz, nicht so zu leben, wie ich es vielleicht gekonnt haben würde, nagte an meinen Tagen; der hinzugekommene äussere Schmerz machte vielleicht das Maafs voll, und der Tod, der immer in meiner Brust wohnte, fand vielleicht in diesem Augenblick alle Wege geöffnet, sich über meinen schwachen Körper zu verbreiten. Das war für mich das Beste: zu meinen vielen Unannehmlichkeiten habe ich nicht noch das Alter, mit seinen vielen Beschwerlichkeiten, hinzugefügt.

Viktor.

Ha, Grausamer! aber für mich war es nicht das Beste, dafs, indem ich dich verlor, auch für mich die Hälfte, und zwar die bessere, meines Daseyns auf immer verloren ging, und ich keinen andern Trost zurückbehalten habe, als stets mich mit Klagen über dein Andenken und dein Bild zu nähren.

Franziskus.

Beklagen kann ich mich über deine gränzenlose Liebe nicht, aber darüber tadle ich dich gleichwohl sehr, dafs du dich deinem Schmerze so zum Raube überläfst, und dafs du mir sagst, oder denkst, du habest in mir die Hälfte deines Daseyns verloren. In der Blüthe deiner Jahre hast du dir (zwar unter einem sehr hohen Preise) selber diese Freyheit erworben, die, wenn sie auch, dich zu einem wahren Bürger zu machen, immer unzulänglich ist, weil du als solcher nicht geboren bist, doch aber hin-

reicht, dafs du ein Mensch zu seyn, und als ein solcher dich zu zeigen, nicht verhindert wirst. Auch hast du überdies noch ein mit edler und würdiger Liebe erfülltes Herz; bey solchen Umständen darfst du selbst dich nicht für unglücklich halten, noch kann ich dir es zugestehen, gegen das Schicksal ungerecht und undankbar zu seyn. Dafs du meinetwegen dich bekümmerst, ist mir sehr angenehm, weil ein mäfsiger Schmerz für zarte und grofse Seelen eine Nahrung ist, die ihnen auch noch ein gewisses eigenes Vergnügen gewährt; aber dafs du defshalb verzweifeln sollst, das will ich nicht. Ein sehr grofser Theil noch ist dir von dem übrig geblieben, was das Herz des Menschen erfreuet: vielmehr alles davon ist dir geblieben, weil du diese heilige Freundschaft, die unter uns obwaltete, und die, ich läugne es nicht, für das menschliche Elend ein so wichtiger und nothwendiger Trost ist, noch immer, und unter weit freundlicherem und lieblicherem An-

blick, in dem Herzen deiner Geliebten wieder findest. Mit ihr ist dir vergönnt, von den höchsten Gegenständen zu sprechen; sie versteht sie alle, horcht aufmerksam darauf, und fühlt sie. Einen mächtigen Antrieb zum edlen Handeln wirst du, und hast du bis jetzt auch aus ihrem süfsen und erhabenen Umgang gezogen.

Viktor.

O mein süfsester Freund, du sprichst mir von einem Gegenstande, der allein mich verhinderte, dir zu folgen; du kannst hieraus beurtheilen, ob ich sie liebe. Ihr beyde seyd die Stützen meines Lebens und die Seele aller meiner Handlungen; und du, wenn auch gleich meinen Augen entnommen, bist es dennoch stets; und wenn ich dich in ihr nicht ganz wiedergefunden hätte, so wären die Bande der Liebe zu wenig gewesen, mich im Leben zu-

rückzubehalten. Aber oft, du weifst es, bin ich grausamerweise gezwungen, sie zu verlassen; und dies sind die fürchterlichsten Augenblicke meines wildesten Wahnsinnes. Deiner befinde ich mich auf immer beraubt, ihrer länger, als ich es auszuhalten vermag. Mir selbst auf solche Art allein überlassen, suche ich mich dann vergebens, und finde mich nirgends. Siehe, dann bleibt mir kein anderes Mittel übrig, meine erhitzte Phantasie zu besänftigen, als zu klagen oder zu dichten. Und siehe, wie ich, bald wünschend, bald mir einbildend, ich sähe dich, und spräche mit dir, diese zwey Jahre, seit du mir genommen bist, gelebt habe. Aber ich fühle nur zu sehr die traurige Ahnung in mir, dafs dieses erstemal auch das einzige und letztemal seyn wird, an welchem es mir verstattet worden, mit dir zu reden, und dich zu hören: und das grausame Schicksal, einmal von seinen ewigen Gesetzen

etwas nachlassend, hat es mir vielleicht dies einemal, als einen leichten Ersatz zugestanden, für die unerwartete und schreckliche Art, auf welche du mir entrissen wurdest.

Franziskus.

Wahr ist es (o dafs es nicht so wäre!) dies ist das erste und letztemal, dafs wir uns wechselseitig jemals wieder sehen und hören können; aber das glühende Andenken, was du von mir aufbewahrst, wird mich dir oftmals vergegenwärtigen, und du wirst auf diese Art die unerbittlichen Gesetze des Todes verlachen können. Von dem eiteln Klagen aber, beschwöre ich dich, abzulassen; über deine vielen Gedichte wage ich nicht, dir ganz dasselbe zu sagen; sowohl über die wenigen, die du für mich gemacht hast oder machen wirst, als auch über die vielen und zu vielen, die du über deine Geliebte geschrieben hast, und noch immerfort

schreibst. Aber da du von ihnen keinen Ruhm forderst noch erwartest, so sage ich dir freundschaftlich, du kannst für die Traurigkeit deiner Seele keinen edleren und süfseren Trost finden. Und es gefällt mir sehr, dafs du von deiner Geliebten weit mehr ihre reine Seele, ihre lieblichen Sitten, ihren hohen Verstand, und ihren edlen, scharfen und bescheidenen Sinn, als ihr goldenes Haar und ihre schwarzen Augen lobst. Aber ich bitte dich, lafs diese deine Gedichte deinen zweyten Gedanken seyn, die Trauerspiele müssen den Vorzug haben; und bedenke, dafs unser Italien viel mehr der Höhe und Stärke des Geistes, als der lieblichen Seufzer bedarf. Lafs nicht ab, die mühsame Feile bey ihnen zu gebrauchen, und überschreite nicht eine bestimmte mäfsige Zahl. Das Brausen der Jahre hast du bis jetzt zu dem Brausen des Schaffens verwandt; die übrigen, die das Alter immer mehr und mehr abkühlt,

widme der Kälte des Feilens; und nun meine letzte Bitte, die ich dich beschwöre, fest eingeprägt stets in deinem Herzen zu behalten: wenn du zu einem gewissen mäfsigen Alter gekommen seyn wirst, erkenne und gib dich für einen Alten, selbst ehe du es wirklich bist; und verlafs die Musen, ehe sie dich verlassen. Ich kann es dir durchaus nicht zugestehen, dafs du hierin mit den gröfsten Schriftstellern fehlst; sey überzeugt, dafs, wenn der Mann das neunte Lustrum zurückgelegt hat, oder wenig mehr noch hinaus, nimmt jeder Dichter, der noch schreibt, sich selbst den früher erworbenen Ruhm.

Viktor.

Den edlen und gerechten Rath, der ganz mit meiner Denkungsart übereinstimmt, will ich von dir anerkennen, und wie aus jeder deiner andern Bitte, auch aus dieser mir ein unver-

brüchliches Gesetz machen. Zweyerley ist mir noch übrig, dich darnach zu befragen; das eine ist, ob du wohl nicht böse würdest, wenn ich dir irgendwo ein einfaches marmornes Denkmal setzte, mit wenigen Worten darauf, worin ich der Welt meine gränzenlose Liebe für dich bewiese, und wenigstens deinen hohen Werth darin andeutete.

Franziskus.

Versagen will ich es dir nicht, wenn das für deinen Schmerz Linderung ist; aber wenn du glaubst, mich der Welt dadurch bekannter zu machen, so bitte ich dich, es nicht zu thun. Jedem Menschen werden alle Tage Steine gesetzt, und unbemerkt gehen sie mit Recht unter. Jeder auch noch so schöne Vers, den man auf dem Grabmal eines Verstorbenen lesen mag, kommt doch dem blosen Namen dessen nicht gleich, der etwas Merkwürdiges ge-

than hat; nichts bleibt von dem, der nichts gethan hat, wenn sich auch das höchste Genie für das Gegentheil anstrengte. Würdig genug ist also das Grabmal, und es ist das einzige, was ich wünsche, welches ich, so lange ihr lebt, in deinem Herzen und dem andern erhalten habe, was mit dem deinen so eng verbunden ist. Seyd ihr todt, so wird es mich gar nicht schmerzen, mit euch gänzlich abzusterben, wenn es euer Schicksal so will. Aber wenn der Ruf deiner Werke dich aus dem Grabe hervorzieht, so ist der kleine Theil desselben mir genug, der von dem deinigen nicht getrennt werden kann für den, den du so sehr liebtest, und der dich eben so sehr liebte.

Viktor.

In Hinsicht des Denksteins werden wir also dem folgen, was unser tiefbetrübtes Herz sagt,

ohne jedoch zu vergessen die wahre Hoheit dieser deiner letzten Worte.

Meine letzte Bitte, über welche ich über alle Maſsen trostlos bleiben würde, wenn du sie mir abschlügest, ist, daſs du mir gefälligst zugestehen möchtest, deinem für mich heiligen Namen meine Verschwörung der Pazzi zuschreiben zu dürfen; ein Trauerspiel, in welchem ich, so hoch ich nur konnte, dieselben Gesinnungen entwickelt habe, die ich so oftmals aus deiner entflammten Brust mit solcher Energie und Kürze männlicher und kraftvoller Worte habe hervorbrechen gehört.

Franziskus.

Was du in diesem Trauerspiel, mich dünkt, nicht schwach ausgedrückt hast, läugne ich gar nicht, einst mächtig gefühlt zu haben; und hierin waren wir uns gleich. Aber als Trauerspiel ist es dein, und als etwas von dir, und was deiner würdig ist, nehme ich es an, und

halte es für einen lieben und hohen Beweis deiner Zuneigung, nur wünsche ich, dafs du in jener Zueignung mir nicht mit zu grofsen Lobsprüchen mehr Ehre und Antheil daran zuschreibst, als man von mir erwarten kann. Im Leben, erinnere ich mich, habe ich mit dir darüber gesprochen bis auf den Punkt, dafs du es mir zugedacht, und ich es empfangen hätte; obgleich die kräftigen Wahrheiten, die man darin liest, mir zu nicht geringem Nachtheil hätten gereichen können, so lange ich gezwungen war, in meinem mir angebornen Gefängnifs zu leben. In der Tyranney, weifst du wohl, mifsfällt der, der die Wahrheit zu sagen wagt, nicht minder, als der so dreist ist, sie anzunehmen. Aber du, mein nicht weniger bescheidener als warmer Freund, hattest unter den andern Gründen, aus welchen du den Druck aufschobst, auch diesen, dafs du mir, weder dadurch, wenn du mir das Trauerspiel

zugeeignet hättest, nehmen, noch, wenn du es mir wirklich zueignetest, auch nur im geringsten stören wolltest die Ruhe, oder besser zu sagen, den Schlummer meines sklavischen und angstvollen Lebens. Du, Edelmüthiger, nahmst es meinethalben auf dich, furchtsam und gemein zu seyn; und eben hierdurch, dafs du das thatest, gabst du mir einen starken Beweis deiner seltenen und gränzenlosen Liebe. Indessen du weifst, dafs ich dein Trauerspiel anzunehmen bereit war, und dafs ich jeglichen Nachtheil, wenn mir irgend einer daraus erwachsen sollte, für Gewinst hielt, in so fern ich ihn für dich erlitt.

Viktor.

Du pressest meinem Herzen laute Klagen aus; ich kann nicht reden, und fast nicht athmen mehr. Jeglicher dein Rath, Bitte und Wille soll vollkommen von mir erfüllt werden . . .

Aber, ach! schon verschwindest du! . . . O bleib', . . . höre mich noch.

Franziskus.

Alles habe ich gehört, alles gesagt. Unwiderstehliche Gewalt entzieht mich deinen Augen. Lebe glücklich, und keine Macht der Zeit verwische mich aus deinem Herzen.

Inhalt.

		Seite
12. Kapitel	Von den asiatischen Tyranneyen, verglichen mit den europäischen	5
13. — —	Vom Luxus.	20
14. — —	Von der Gattin, und der Nachkommenschaft in Tyranneyen.	34
15. — —	Von der Liebe gegen sich selbst in der Tyranney. . . .	46
16. — —	Ob der Tyrann geliebt werden kann, und von wem. . .	49
17. — —	Ob der Tyrann seine Unterthanen lieben kann, und wie.	56
18. — —	Von den weitläuftigen Tyranneyen, verglichen mit den eingeschränkten.	61

Zweytes Buch.

Seite

1. Kapitel. Einleitung z. zweyten Buche. 65
2. — — In welcher Art man in der Tyranney vegetiren könne. . 67
3. — — Wie man in der Tyranney leben könne. 68
4. — — Wie man in der Tyranney sterben müsse. 75
5. — — Bis zu welchem Grade man die Tyranney ertragen könne. 78
6. — — Ob ein Volk, was die Tyranney nicht fühlt, sie verdiene oder nicht. 89
7. — — Wie man der Tyranney abhelfen könne. 96
8. — — Durch was für eine Regierung die Tyranney am besten ersetzt werden würde. . . 105

Die ungekannte Tugend. Dialog. . . . 121

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweytes Buch.

Seite

1. Kapitel. Einleitung z. zweyten Buche. 65
2. — — In welcher Art man in der Tyranney vegetiren könne. . 67
3. — — Wie man in der Tyranney leben könne. 68
4. — — Wie man in der Tyranney sterben müsse. 75
5. — — Bis zu welchem Grade man die Tyranney ertragen könne. 78
6. — — Ob ein Volk, was die Tyranney nicht fühlt, sie verdiene oder nicht. 89
7. — — Wie man der Tyranney abhelfen könne. 96
8. — — Durch was für eine Regierung die Tyranney am besten ersetzt werden würde. . . 105

Die ungekannte Tugend. Dialog. . . . 121

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alfieri, Vittorio,

Von der Tyranney

Bd.: 2

Zwickau (1822)
Pol.g. 9 cmb-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768050-8